

gs

BAND 10

Das Experiment

Ein Roman von **Easton Price**
auf Basis der gleichnamigen
Fernsehserie von **Chris Carter**.

AKTE X NOVEL™

nach einem Drehbuch
von **Vince Gilligan**.



ProSieben Edition

Easton Royce

Das Experiment

Roman

auf Basis der gleichnamigen Fernsehserie

von Chris Carter, nach einem Drehbuch
von Vince Gilligan

Aus dem Amerikanischen von Frauke Meier

Ein Mann hetzt durch die nächtlichen Straßen der ehemaligen Südstaatenhauptstadt Richmond, Virginia. Er meidet das Licht der Laternen und Leuchtreklamen; selbst der fahle Schein des Mondes ist sein Feind. Denn im Licht erwacht der Schatten des Mannes zu eigenwilligem Leben und wird jedem zum tödlichen Verhängnis, der mit ihm in Berührung kommt.

Auf Bitte von Scullys ehemaliger Studentin Kelly Ryan reisen Mulder und Scully nach Richmond. Die junge Frau hat in mehreren Vermisstenfällen ermittelt und steht nun vor einem Rätsel: Eine Spur von Brandflecken zieht sich durch die Stadt, tiefschwarz und nach verbranntem Fleisch stinkend.

Die beiden FBI-Agenten finden den Schuldigen: sie finden den Mann, der nachts durch die Straßen von Richmond hetzt...

Erstveröffentlichung bei:
HarperTrophy - A Division of HarperCollins Publishers, New York
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The X-Files - Dark Matter
The X-Files™ © 1997 by Twentieth Century Fox Film Corporation All rights reserved



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

AkteXNovels - die unheimlichen Fälle des FBI. - Köln : vgs
Bd. 10. Das Experiment: Roman / Easton Royce. Aus dem Amerikan. von
Frauke Meier. - 1. Aufl. - 1998
ISBN 3-8025-2565-5

I.Auflage 1998
© der deutschen Übersetzung
vgs Verlagsgesellschaft, Köln 1998

Coverdesign: Steve Scott Umschlaggestaltung der deutschen Ausgabe:
Papen Werbeagentur, Köln © des ProSieben-Titel-Logos mit freundlicher Genehmigung
der ProSieben Media AG
Satz: ICS Kommunikations-Service GmbH, Bergisch Gladbach Druck: Clausen & Bosse
Printed in Germany - ISBN 3-8025-2565-5

1

Das George Mason Hotel war eine Oase des Lichts in dieser kalten, dunklen Nacht in Virginia. Nur drei Blocks von hier entfernt hatte Edgar Allan Poe gelebt und Geschichten geschrieben, die den Lesern das Blut in den Adern stocken ließen. Zweifellos hatten die dunklen Gassen und zerklüfteten, tiefschwarzen Schatten der ehemaligen Südstaatenhauptstadt Richmond ihren Teil zu seiner Inspiration beigetragen.

Eine dunkle Gestalt glitt unbeobachtet aus einer der schmuddeligen Gassen auf das Mason Hotel zu. Chester Banton schirmte seine Augen vor dem hellen Licht des Haupteingangs ab und drückte sich in den Schatten. Er drückte sich immer in den Schatten. Verzweiflung sickerte wie Schweiß aus seinen Poren.

Kann den Haupteingang nicht nehmen. Zu hell. Viel zu hell.

Schnell wandte er sich ab und machte sich auf den Weg zum Dienstboteneingang des Hotels, der zu dieser Nachtzeit gänzlich verlassen lag. Da er das Licht scheute und die Finsternis suchte, hätte man ihn für einen Vampir halten können, doch so einfach war es nicht, Chester Banton war nicht untot. Er war, gewissermaßen, *antitot* — und das war schlimmer, viel, viel schlimmer.

In Zimmer 606 seufzte Patrick Newirth tief auf und hängte das Schild mit der Aufschrift **BITTE NICHT STÖREN** an

den Türknauf, ehe er die Tür zu seiner Suite ins Schloß zog. Die Zugfahrt hatte ihm die Knochen durchgerüttelt, und die Müdigkeit machte sich schmerhaft in jeder Faser seines Körpers bemerkbar. Wie er diese Reisen haßte - doch seine Arbeit ließ ihm keine andere Wahl. Die Tabakindustrie brauchte dienstbare Geister und Newirth seinen Lohnscheck, so sehr er Zigaretten auch verabscheute. Fast an jedem Tag, den der Herrgott werden ließ, verlangte sein Gewissen von ihm, diesen Job zu kündigen. Die Hypothek auf seinem Haus und das Schreckgespenst, zwei Kinder zum College schicken zu müssen, sorgten jedoch dafür, daß er auch weiterhin Loblieder auf die Tabakindustrie sang, als würde er selbst daran glauben.

Patrick ließ sich von der Behaglichkeit des alten Hotels, seiner bevorzugten Unterkunft in Richmond, umfangen und wischte die unangenehmen Gedanken beiseite. Er schenkte sich einen Drink ein und setzte seine Lesebrille auf. Dann streckte er sich auf dem Bett aus und freute sich auf einen ruhigen Abend.

Im sechsten Stockwerk glitt die Fahrstuhltür auf, und Chester Banton verließ die Kabine. Trotz der guten Beleuchtung auf dem Korridor gab es Schattenzonen zwischen den Lampen, die alten, bronzenen Kerzenleuchtern nachempfunden waren. Warme Lichtkegel umgaben sie, strahlten in das Dämmerlicht des Ganges, und Banton umging die hellsten Zonen beinahe instinktiv. In Schlangenlinien kam er vorwärts.

Patrick Newirth schrak in seinem Zimmer auf, als er die Fahrstuhlglocke hörte; dann lachte er leise über seine eigene

Nervosität. Der Fahrstuhl befand sich zwar am anderen Ende des Korridors, doch die hohltönende Glocke klang auch noch in seinem Raum erstaunlich laut. Patrick blickte zur Tür hinüber und bemerkte einen breiten Lichtstreifen, der an der Schwelle hindurchdrang. Gute zwei Zentimeter Abstand lagen zwischen Tür und Boden - genug, um unzählige Geräusche aus dem Gang in den Raum zu lassen. Er würde sich morgen darum bemühen, ein anderes Zimmer zu bekommen. Leise seufzend wandte sich Patrick wieder seinem Buch zu.

In diesem Moment begann seine Nachttischlampe zu flackern, und Patrick beäugte sie verärgert. Hatte sich denn die ganze Welt verschworen, um ihm sein bißchen Entspannung zu nehmen? Offensichtlich, denn nun hörte er, wie jemand über den Flur in Richtung seines Zimmers kam. Irgendwie klangen diese Schritte sonderbar. Sie klangen nicht nach dem festen Tritt eines Geschäftsmanns auf dem Rückweg in sein Hotelzimmer, nein, sie hörten sich unregelmäßig und nachlässig an, als würde jemand in aller Eile den Gang hinunterstolpern.

„Geht mich nichts an“, murmelte Patrick und konzentrierte sich wieder auf sein Buch - bis er das heftige Klopfen vernahm. Zuerst dachte er, jemand wäre an seiner Tür, doch er merkte schnell, daß er sich irrte. Das Klopfen kam von einem der Nachbarzimmer. Erneut flackerte seine Nachttischlampe, und dieses Mal dauerten die Stromschwankungen verräterisch lange. Zusammen mit dem rücksichtslosen Fremden auf dem Gang steigerte diese Störung Newirths Nervosität noch weiter. Wieder drang das laute Klopfen an seine Ohren, und dann hörte er das Flüstern eines Mannes.

„Morris?“ keuchte die Stimme. „Morris, bist du da?“ Es folgte eine kurze Stille. Patrick konnte den schweren Atem des Mannes und das Knarren der Bodendielen hören, als der Störenfried unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat. „Morris, ich muß mit dir reden!“

Patrick wollte diesen Lärm nicht länger hinnehmen. Er sah sich nach seinem Telefon um und überlegte, ob er den Sicherheitsdienst des Hotels anrufen sollte, doch schließlich stand er auf und ging zur Tür. Schließlich mußte er sich oft genug mit lästigen Problemen herumschlagen, also würde er auch mit dieser kleinen Affäre fertigwerden.

Mit der Hand am Türknauf legte er sein Auge an das eingebaute Guckloch, um sich einen Überblick über die Situation zu verschaffen. Durch die Fischaugenlinse erkannte er einen nachlässig gekleideten Mann, der sich an die gegenüberliegende Tür lehnte. Der Fremde schien verzweifelt zu sein - und unglaublich müde. Während Patrick ihn beobachtete, hob der andere die Hand und kloppte noch lauter als zuvor an die Tür.

„Morris ... Gail Lambert ist tot!“ Banton lauschte dem Nachhall seines Klopfens, in der Hoffnung, jenseits der Tür irgendein anderes Geräusch wahrzunehmen. Tausend Gedanken schwirrten durch sein übermüdetes Gehirn. *Vielleicht ist er im Bad. Vielleicht schläft er. Vielleicht telefoniert er. Vielleicht, vielleicht, vielleicht.* Alles, außer: *Vielleicht ist er nicht da.* Das war einfach unmöglich. Morris mußte da sein. Er mußte ihn hören. Er mußte ihm helfen, und zwar sofort.

„Morris, bitte ...“, bettelte Banton. „Ich glaube, ich weiß, was wir tun müssen. Wir müssen nur dorthin zurück, wo alles begann. Morris, bitte, antworte mir!“

Als ihm bewußt wurde, daß es um zehn Uhr abends in einem ausgebuchten Hotel viele Menschen geben dürfte, die jedes seiner Worte mitanhören konnten, stellte er das Klopfen ein. Er legte sein Gesicht an die Tür und flüsterte mit geschlossenen Augen. „Morris ... bitte ...“

Nichts.

Morris hatte die Stadt verlassen, genau das hatte er getan. Er war voller Angst davongelaufen, so wie jeder andere auch davonlaufen würde, wenn er wüßte, was Banton wußte. Resigniert trat er von der Tür zurück, wobei er einen unbedachten Augenblick lang in den Lichtkegel der nächsten Lampe geriet.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Patrick Newirth längst beschlossen, die Tür nicht zu öffnen, um den verzweifelten Mann zur Ordnung zu rufen. Statt dessen wollte er sich still verhalten und abwarten, wie sich dieses nächtliche Drama weiterentwickelte. Möglicherweise war der Mann drogenabhängig oder einfach wahnsinnig. Hatte er nicht irgend etwas über einen Verstorbenen gesagt? Dieses kleine hoteleigene Mysterium war weitaus spannender als Patricks Roman, also klebte er mit dem Auge auch weiterhin an dem Guckloch und spielte den anonymen Beobachter.

Als der verzweifelte Mann mit seinem unablässigen Klopfen aufhörte und von der Tür zurücktrat, stutzte Patrick. Er *fühlte* etwas ... eine Präsenz, die sich ihm näherte und seine Haare zu Berge stehen ließ. Er wich von dem Guckloch zurück, um gleich darauf den Schatten des Mannes zu sehen, der durch den Türspalt in sein Zimmer sickerte. Während sich der Fremde immer weiter von der

gegenüberliegenden Tür entfernte, wurde der Schatten in Patricks Zimmer größer. Wie Öl ergoß er sich über den Boden, bis er Patricks Fußspitzen erreicht hatte.

Patrick wollte zurückspringen, doch es war zu spät. Er fühlte, wie ein glühendheiße, blaues Feuer ihn umhüllte, und roch den beißenden Gestank ionisierter, gewitterschwangerer Luft. Sengender Schmerz brannte sich durch seine Füße, seine Beine hinauf, durch die Knie bis in die Hüften. Irgendwie waren seine Augen auf die Höhe des Türkopfs gesunken, und sie sanken noch weiter - als würde er in Zeitlupe in ein bodenloses Loch fallen. Er öffnete den Mund zu einem Schrei, doch kein Laut kam über seine Lippen. Erst als der Schmerz seine Brust erreichte, wurde ihm klar, daß er nicht schreien konnte, da seine Lungen verschmorten.

Während sein Kinn den brennenden Punkt am Boden berührte, schoß ihm ein letzter Gedanke durch den Kopf. *Ich verbrenne*, dachte er fassungslos. *Wie die böse Hexe ...*

Er war tot, noch ehe er den Gedanken vollenden konnte. Er hinterließ nichts als einige schnell verglühende blaue Funken und ein Häufchen stinkender Asche.

Im Korridor vernahm Chester Banton das allzu bekannte Knistern. „Nein!“ brüllte er, fuhr auf dem Absatz herum und sah, daß sein Schatten über die Schwelle einer Zimmertür fiel. Er stürzte sich auf den Leuchter an der Wand und drehte die glühendheiße Birne heraus, ohne auf den Schmerz in seinen Fingerspitzen zu achten. Endlich verlosch das Licht, doch er wußte, daß es zu spät war.

Das Knistern war verstummt - statt dessen drang ein

widerlicher Gestank in den Korridor. Der scheußliche Dunst von verbranntem Menschenfleisch.

Es war schon wieder geschehen.

Er hatte sämtliche Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, hatte sich von allen Menschen ferngehalten, und dennoch war es erneut geschehen.

Einen qualvollen Moment lang blieb Banton stehen und beobachtete die Rauchfinger, die unter der Tür zu Zimmer 606 hervorkrochen. Dann stürzte er zur Treppe. Ein keuchendes Schluchzen entrang sich seiner Kehle, ein gequälter Trauerlaut für dieses neue Opfer, das er noch nicht einmal gekannt hatte. Während er über den Gang stürmte, flackerten die Lampen, die er passierte - doch ganz gleich, wie schnell er auch rannte, sein Schatten folgte ihm wie ein böses Verhängnis.

Die Fahrstuhltür öffnete sich im sechsten Stockwerk des George Mason Hotels, und die FBI-Agenten Fox Mulder und Dana Scully betraten den Korridor. Mulder blickte beiläufig den langen Gang entlang, während sich Scully sogleich zielsicher nach links wandte. Ihr Partner folgte ihr lässigen Schritts.

Bereits seit längerer Zeit arbeiteten die beiden Agenten als ein erfolgreiches Team zusammen, und dennoch kennzeichneten sie vor allem ihre Gegensätze, nicht ihre Gemeinsamkeiten. Er war ein ruhiger, nachdenklicher Mensch, sie dagegen bissig und reaktionsschnell. Er sagte stets, was er dachte, ohne einen Gedanken an mögliche Konsequenzen zu verschwenden, da er seine Intuition für sein wertvollstes Kapital hielt. Sie hingegen wog ihre Worte sorgfältig ab und glaubte nicht an Dinge, die sie nicht beweisen konnte.

Das einzige, was sie außer ihrer wachsenden Freundschaft verband, war ihr unerschütterlicher Enthusiasmus, wenn es um ihre Arbeit ging.

„George Mason“, sinnierte Mulder. „Er war ein hervorragender Politiker, wissen Sie. Er hat sich geweigert, die Verfassung der Vereinigten Staaten abzusegnen.“

„Das hätten Sie vermutlich auch getan“, stichelte Scully.

Sie blieb stehen und lauschte auf Geräusche, die auf Ermittlungsarbeiten hindeuteten. Die Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter hatte besagt, sie sollten in das sechste

Stockwerk des George Mason Hotels kommen, doch von einer Zimmernummer war nicht die Rede gewesen. Die Hotelleitung hatte das Stockwerk für Gäste sperren lassen, nicht nur, um der Polizei bei ihrer Arbeit zu helfen, sondern auch, um sich vor den vielen neugierigen Fragen zu schützen, auf die es keine Antwort gab.

„Da drüben“, meinte Mulder hilfsbereit und deutete auf einen schmalen Lichtstreifen, der aus einem der Zimmer auf den Gang fiel. Als Scully seinem Hinweis folgte, erkannte sie, daß eine der Türen aufgebrochen worden war.

„Er war der Ansicht, sie würde der Regierung zuviel Macht einräumen“, fuhr Mulder fort.

Scully blieb stehen und blickte ihn verwirrt an. „Was?“

„George Mason“, erläuterte Mulder geduldig. „Er war der Meinung, die Verfassung würde der Regierung zu viel Macht einräumen und den Menschen, denen sie dienen sollte, zu wenig.“

„Mulder!“ Scullys Stimme klang leicht aufgebracht.
„Was hat das mit diesem Fall zu tun?“

„Da Sie mir bisher noch nichts über diesen Fall gesagt haben, weiß ich es nicht.“ Mulder hob die Schultern. „Ich weiß nur, daß wir im George Mason Hotel sind, das nach dem Mann benannt ist, dem Virginia seine *Declaration of Rights* verdankt und der sich geweigert hat, die Verfassung der Vereinigten Staaten abzusegnen.“

„Und woher wissen Sie das alles?“

„Ich lese viel... So, wollen Sie mir nun erzählen, warum wir hier sind, oder möchten Sie lieber noch etwas über unsere Staatsmänner aus der Zeit der Unabhängigkeitserklärung erfahren?“

„Drei mutmaßliche Entführungen in weniger als einem Monat“, entgegnete Scully hastig, um weiteren Geschichtskommentaren zuvorzukommen. „Laut meiner Kontaktperson ist das Police Department von Richmond in einer Sackgasse gelandet. Ich habe ihr gesagt, wir würden herkommen und uns die Sache einmal ansehen.“

Während Scully die Angelegenheit als normalen Entführungsfall betrachtete, empfand Mulder bereits jetzt - bevor sie den Tatort auch nur erreicht hatten - einen ersten Anflug von Faszination.

Er schnüffelte und fragte sich, woher der schwache Rauchgeruch in der Luft kam. Sollte dieser Gang nicht ein Nichtraucherflügel sein?

„Wer ist Ihre Kontaktperson?“ erkundigte er sich.

„Kelly Ryan. Sie war eine meiner Studentinnen, als ich noch auf der Akademie unterrichtet habe.“

„Sie arbeitet wohl Tag und Nacht“, kommentierte Mulder angesichts der späten Stunden. Dann runzelte er die Stirn und dachte erneut über den ungewöhnlich bitteren Geruch nach.

„Sie ist gerade zum Detective befördert worden“, erklärte Scully mit einer vagen Geste. „Sie ist unsicher, weil sie nicht weiß, wie ihre Vorgesetzten reagieren würden, wenn sie das FBI einschaltet.“

Vor der Tür zu Zimmer 606 blieben sie stehen. In dem Raum sahen sie eine junge Frau, die sie sofort hereinwinkte.

„Agent Scully!“ grüßte sie hörbar erleichtert.

Scully ergriff ihre Hand und schüttelte sie herzlich. „Hi, Kelly. Das ist Agent Mulder.“

Mulder beugte sich vor, um der jungen Frau ebenfalls

die Hand zu reichen. Nun wußte er, warum Scully gleich aufgesprungen war, nachdem Kelly sie gerufen hatte. Das scheinbar energische Auftreten der jungen Frau konnte ihre Unsicherheit kaum verbergen. Hier war etwas passiert, das ihr Begriffsvermögen ganz offensichtlich überforderte.

Detective Ryan blickte zu Mulder auf. „Vielen Dank, daß Sie gekommen sind, Agent Mulder. Ich habe schon viel von Ihnen gehört.“ Schnell warf sie ihrer ehemaligen Lehrerin einen verlegenen Blick zu, ganz so, als habe sie bereits zuviel gesagt.

Mulder verkniff sich ein Grinsen und wandte sich zu Scully um. „Wir reden später“, sagte er mit gespieltem Ernst und formte mit Daumen und Zeigefinger eine Pistole. Scully schmunzelte.

Während Mulder weiter in den Raum hineintrat, fielen ihm die Sauberkeit und das unberührte Gepäck in der Ecke auf. Auf dem Bett lag ein aufgeschlagenes Buch, und die Lampe auf dem Nachttischchen spendete gedämpftes Licht. Doch es gab keine Blutflecken an den Wänden, keine Anzeichen für einen Kampf, nichts, was auf irgendein Verbrechen hinweisen könnte. Scully verschwand im Badezimmer, und Mulder konnte hören, wie sie die Duschkabine öffnete und wieder schloß und sich dann dem kleinen Schränkchen unter dem Waschbecken zuwandte.

„Der vermißte Mann heißt Patrick Newirth, zweifünfzig Jahre alt“, informierte ihn Kelly Ryan. „Ein Spitzenverkäufer von Dominion Tobacco. Er ist gestern wegen einer Geschäftsbesprechung mit dem Abendzug aus Raleigh-Durham angereist.“

Leicht verwirrt sah sich Mulder in dem ordentlichen Hotelzimmer um. Das einzige, was an diesem Bild nicht

stimmte, war die Tatsache, daß alles seine Ordnung zu haben schien. „Woher wissen Sie, daß er vermißt wird?“

„Er wollte sich heute morgen per Telefon wecken lassen, aber als die Telefonistin versucht hat, ihn anzurufen, hat niemand abgehoben.“

Mulder wog das Buch in der Hand, das auf Seite vier aufgeschlagen war. „Er hat nicht viel gelesen.“

„Außerdem hat er auch nicht an der Besprechung teilgenommen“, fuhr Kelly fort. „Sie haben drei Stunden gewartet, und dann haben sie den Sicherheitsdienst geschickt. Die Tür war verschlossen und die Sicherheitskette vorgelegt, doch nachdem sie die Tür aufgebrochen hatten, fanden sie keinen Patrick Newirth.“

Mulder ging zur Tür und untersuchte die Sicherheitskette. „Was ist mit den Fenstern?“

Kelly schüttelte den Kopf und fuhr sich frustriert durchs Haar. „Sind von innen verschlossen. Außerdem sind wir im sechsten Stockwerk, und es gibt keine Feuertreppe.“

„Nicht, daß ich Sie kränken wollte“, begann Mulder mit einem verschmitzten Grinsen, „aber haben Sie auch schon unters Bett gesehen?“

In diesem Augenblick kam Scully aus dem Badezimmer, als wäre sie nur zurückgekehrt, um Mulders Frage mit einem tadelnden Blick zu quittieren. Sein Grinsen wurde noch eine Spur breiter.

Scully trat zu einer schmalen Lüftungsöffnung direkt über der Fußbodenleiste und kniete davor nieder, um sie in Augenschein zu nehmen.

„Was sehen Sie sich da an?“ fragte Kelly verdattert.

„Das Heizungsgitter“, erklärte Scully ihrer ehemaligen

Schülerin, als wäre es das Selbstverständliche von der Welt.

„Sie glauben doch nicht, daß ... daß sich da jemand hineinzwängen könnte?“ entgegnete Kelly mit einem ungläubigen Blick auf das schmale Gitter.

Mulder hatte den Eindruck, daß nichts, was breiter als eine Videokassette war, dort hineinpassen würde, doch andererseits ... Er dachte an einen bizarren Fall, in dem sie vor einiger Zeit ermittelt hatten. „Man kann nie wissen“, meinte er betont bedeutungsschwanger.

Scully überprüfte die Schrauben, mit denen das Gitter befestigt war. „Hat die Spurensicherung irgend etwas gefunden?“

„Nur das.“ Kelly ging zur Tür und schob sie ein Stück weit zu. Hinter ihr kam eine Folie von der Größe einer Pizzaverpackung zum Vorschein. Sie zog die Folie weg und deutete auf den ebensogroßen Brandfleck, der sich tief in den Teppich hineingefressen hatte. Bis auf einen kleinen Vorsprung auf einer Seite war er beinahe vollkommen rund. Mulder hockte sich neben der jungen Polizistin auf den Boden und untersuchte den Fleck. Die schwarze, verkrustete Oberfläche sah organisch aus, fast wie versengtes Leder. Hier, direkt neben dem Brandloch war der Rauchgestank besonders stark und widerlich süß. Es war ein vertrauter Geruch.

Mulder hob den Kopf. „Scully. Haben Sie das gesehen?“

Seine Partnerin gesellte sich zu ihnen und beugte sich über die beiden Beamten. „Was ist das?“

„Wir wissen es nicht“, antwortete Kelly unglücklich. „Die Hoteldirektion behauptet, es wäre noch nicht dagewesen, als Mr. Newirth eingekommen hat. An den anderen Tatorten gab es ganz ähnliche Brandflecken.“

Auch Scully ging neben dem Fleck in die Knie. „Hat Patrick Newirth geraucht?“

„Nein. Laut seiner Frau konnte er Zigaretten nicht ausstehen.“

„Ein bißchen eigenartig für einen Mann, der in der Tabakwarenbranche arbeitet“, kommentierte Scully sarkastisch.

Ohne die Augen von dem sonderbar geformten Brandfleck zu wenden, richtete sich Mulder auf. „Ist das schon untersucht worden?“

„Ja“, nickte Kelly eifrig. „Ich habe es selbst untersucht.“

Sie erhob sich ebenfalls und ging mit ihrem Notizbuch ins Licht. „Es besteht zum größten Teil aus Kohlenstoff, vermischt mit etwas Kalium und Mineralspuren.“

Gedankenverloren musterte Mulder die verkohlte Stelle. „Interessant.“

Kelly blinzelte. „Warum?“

Mulder war zu sehr von der Hypothese befangen, die sich in seinem Kopf entwickelte, also überließ er Scully das Reden - und war erfreut, daß sie offenbar genau wußte, was er dachte. „Das könnten Überreste von verbrannten Menschenfleisch sein“, erläuterte sie.

Kelly versuchte ein leichtes Würgen zu unterdrücken. Mulder ließ ihr Zeit zum Nachdenken und umrundete den dunklen Fleck, um ihn mit zunehmendem Interesse zu untersuchen.

„Hmm. Dieser Brandfleck ist kleiner, als ich es erwartet hatte.“

„Kleiner als was?“ Kellys Augen folgten jeder seiner Bewegungen.

„Kleiner als in anderen, ähnlich gelagerten Fällen.“

Mulder hockte sich erneut neben den Fleck und strich mit den Fingern darüber. Unter den Fingerspitzen fühlte er etwas Asche. Er versuchte, sich an andere Falluntersuchungen mit verkohlten Überresten zu erinnern. Mit halbem Ohr registrierte er, wie Kelly etwas von „Vernichtung von Beweismitteln“ murmelte, doch Scully brachte sie mit einem Kopfschütteln zum Schweigen.

„Paßt soweit“, befand Mulder, während er an einem Stück Ruß zwischen seinen Fingern roch. Schließlich ließ er es wieder fallen und wischte sich die Hand an einem Taschentuch ab. „Aber es gibt keine Spuren von einer ölichen, gelben, faulig riechenden Flüssigkeit in der näheren Umgebung.“

Akribisch untersuchte Mulder die Wände, die Tagesdecke und die Badezimmertür. Scully, die das Spielchen kannte, wartete geduldig und mit scheinbar amüsiert Gelassenheit, Kelly jedoch wurde von Sekunde zu Sekunde unruhiger. „Es gibt keine anderen Brandspuren“, bemerkte Mulder. „Das paßt zu den anderen Fällen.“

Während er die verschiedenen Möglichkeiten im Kopf durchging, verhielt sich Mulder bewußt geheimnistuerisch. Er konnte deutlich erkennen, daß Kelly mehr als irritiert war. Mit zusammengebissenen Zähnen beobachtete sie, wie er den Raum durchquerte.

Er schnüffelte an einem Wasserglas, das zur Hälfte mit einer goldgelben Flüssigkeit gefüllt war. „Scotch. Kaum angerührt. Detective Ryan - hatte Newirth einen Flachmann oder eine Scotchflasche in seiner Tasche?“

Sie nickte. „Ja, eine Flasche, ganz unten in seiner Tasche. Dies war sein erstes Glas, und es gab keine leeren Schnapsflaschen im Zimmer. Warum?“

„Die meisten Opfer waren Alkoholiker, die vor ihrem Tod schwer getrunken hatten, aber das scheint hier nicht der Fall zu sein.“ Er starrte den Spionageroman auf dem Bett an. „Allerdings waren die anderen Opfer auch weiblich.“

„Tod“, wiederholte Kelly matt. „Denken Sie denn, daß sie tot sind? Aber wie?“

„Wie war das Wetter?“

Angesichts dieses abrupten Themenwechsels stockte Kelly. „Wetter? Sie wollen wissen, wie das Wetter war?“

„War es feucht oder trocken? Stürmisch oder wolkenlos? Gab es Blitz einschläge?“

„Wolkenlos.“ Kelly hob die Schultern. „Keine Blitze. Kein Sturm.“ Dann verzog sie das Gesicht - offenbar war ihr etwas eingefallen. „Einer der Empfangsmitarbeiter hat erzählt, daß er einen Anruf von einer Frau aus dem Bürogebäude auf der anderen Straßenseite erhalten hätte. Sie hat ihn nach einem... äh, ,blauen, funkeln den Licht' gefragt, daß sie vom Fenster aus gesehen haben will. Das war zu der Zeit, als Newirth verschwunden ist, aber der Himmel war wolkenlos, und im Hotel hat es keine Stromschwankungen gegeben. Glauben Sie, daß dieses ,blaue, funkeln de Licht' etwas mit der Entführung zu tun hat?“

Mulder antwortete nicht. Den Kopf schräggelegt und ein Auge zugekniffen, umkreiste er den Brandfleck.

Scully seufzte leise. „Was denken Sie, Mulder?“ Allmählich war ihre Geduld zu Ende. Es gefiel ihr nicht, daß Mulder Kelly im Ungewissen ließ.

Gedankenverloren schüttelte Mulder den Kopf. „Dieser Brandfleck ist genau an der Stelle, an der ich stehen würde, wenn ich die Tür öffnen...“ Er schloß die Tür.

Dann stellte er sich vorsichtig neben den Brandfleck und beugte sich zur Tür vor. „... und durch das Guckloch sehen wollte, richtig?“ Er linste durch den Spion, während Kelly und Scully ihn zweifelnd beobachteten.

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Mulder fort. „Und ich würde vermutlich nur dann durch das Guckloch sehen, wenn es dort auch etwas zu sehen gibt, oder?“ Er trat von dem verkohlten Fleck zurück und öffnete die Tür wieder. Noch immer ganz in Gedanken starnte er den Korridor hinunter.

„Klingt logisch“, befand Kelly, wobei sie Scully einen fragenden Blick zuwarf, als wäre sie nicht sicher, ob sie ihm zustimmen dürfte. Scully zuckte mit den Achseln und wartete darauf, daß Mulder zu einem Schluß kam. Sie wollte seine Theorie erst hören, ehe sie darüber entschied, ob sie ihn darin bestärken konnte oder aber wieder einmal bremsen mußte.

Die flackernden Leuchter an den Wänden tauchten den Gang in ein sanftes Licht. Nur die Lampe gegenüber von Raum 606 funktionierte nicht. Mulder ging zu dem dunklen Leuchter hinüber, und Scully und Kelly folgten ihm neugierig. Eine Weile betrachtete er die Lampe forschend, wobei er darauf bedacht war, sie nicht zu berühren.

„Scully“, sagte er. Sie arbeiteten bereits so lange zusammen, daß er nichts hinzufügen mußte. Scully zog einen Latexhandschuh aus der Tasche und benutzte ihn, um die Birne tiefer in die Fassung zu drehen. Das Licht flammte auf.

Mulder nickte, als würde ihn dies in seinen Mutmaßungen bestätigen. „Detective Kelly, würden Sie diese Glühbirne auf Fingerabdrücke untersuchen lassen?“

„Natürlich“, erwiderte sie verwirrt.

„Haben Sie den Namen der zuletzt vermißten Person?“ fragte Mulder dann.

„Margaret Wysnecki war die letzte vermißte Person. Direkt vor ihr verschwand Gail Anne Lambert.“

„Danke.“ Mulder deutete mit einem Kopfnicken auf die Glühbirne, die Scully Kelly schweigend übergab.

„Vergleichen Sie diese Abdrücke mit denen von Mr. Newirth. Sie haben doch seine Abdrücke?“

Behutsam nahm Kelly die Glühbirne entgegen. Auf ihrer Stirn zeigte sich eine steile Falte - Mulders Frage hatte sie offensichtlich verärgert. „Natürlich habe ich sie. Wir haben sie routinemäßig von seinen Toilettenartikeln abgenommen.“

„Vergleichen Sie sie auch mit denen der Hotelangestellten und der anderen Gäste“, sagte Mulder munter, während Scully innerlich erleichtert aufseufzte. Glücklicherweise hörte sich ihr Partner zur Abwechslung einmal wie ein gewöhnlicher, lehrbuchgetreuer FBI-Agent an.

„Ist das Ihr erster Fall, Detective?“ Mulder wippte leicht auf den Zehenspitzen.

„Ja“, gab Kelly widerstrebend zu.

„Wissen Sie, warum man Ihnen den Fall übertragen hat?“

„Niemand sonst wollte ihn“, entgegnete sie bitter. „Wegen des Mangels an Beweisen gilt er als Vermißtenfall. Unwahrscheinlich, daß man damit auf die Titelseite der Tageszeitung kommt.“

„Da wäre ich mir nicht so sicher...“

„Gibt es sonst noch was?“ Auch Kellys Geduld schien langsam zur Neige zu gehen.

„Nein.“ Mulder schüttelte den Kopf. „Nein, das sollte reichen.“ Erneut umkreiste er den Fleck.

„Sieht das nicht wie ein Arm aus?“ fragte er unvermittelt.

„Ein Arm?“ wiederholte Kelly gepreßt.

Mulders Zeigefinger deutete auf drei lange Auswüchse, die aus dem runden Fleck verbrannter Materie ragten. Sie sahen ebenso fremd wie vertraut aus. Zwei lange Zweige oder Finger drehten sich nach außen, als würden sie um Hilfe bitten.

„Äh, darf ich Sie fragen, was Ihrer Meinung nach hier geschehen ist?“ erkundigte sie sich schließlich zögernd.

Scully versuchte Mulder mit einem Blick zu bedeuten, der jungen Frau eine gewöhnliche Erklärung zu liefern, doch er schaute kein einziges Mal in ihre Richtung. Er sah Kelly ernst in die Augen.

„Auf den ersten Blick würde ich sagen... spontane, menschliche Selbstentzündung.“

„Hat es Ihnen Spaß gemacht?“ schimpfte Scully, während sie hinter ihrem Partner die Fahrstuhlkabine verließ. In der Hotellobby roch es nach Leder und feuchtem Farn, eine willkommene Abwechslung nach dem Qualmgestank in Zimmer 606.

Mulder wandte sich um und beschloß in diesem Augenblick, erst einmal den Ahnungslosen zu spielen. Er konnte Scully ansehen, daß sie vor Wut schäumte, weil er Kelly aufgezogen hatte. „Was denn?“ fragte er unschuldig.

Scully ließ sich nicht täuschen. „Spontane menschliche Selbstentzündung?“

Sofort wurde Mulder wieder ernst. Spontane menschliche Selbstentzündung war gewißlich keine amüsante Angelegenheit, und er hatte seine eigenen Theorien über diese Phänomene. „Ich habe mehr als ein Dutzend Fallakten von menschlichen Körpern, die zu Asche geworden sind, ohne gebrannt zu haben. Schnelle Oxidation ohne Hitzeentwicklung.“

„Lassen Sie uns einfach für den Augenblick vergessen, daß es keine wissenschaftliche Theorie gibt, die diese Annahme stützt.“

„Okay“, erwiderte er mit spöttischer Liebenswürdigkeit und verließ das Hotel. Auf dem Bürgersteig blieb er abrupt stehen und starre zum Himmel hinauf. Scully wäre fast in ihn hineingestolpert, doch sie beschwerte sich nicht. Sie war in ihre eigenen Gedanken versunken. Wie konnte

Patrick Newirth aus einem verschlossenen Hotelzimmer verschwinden? Woher kam der Brandfleck auf dem Teppich? Es war ihr gleichgültig, wie viele Fälle spontaner menschlicher Selbstentzündung Mulder kannte - es mußte einfach eine vernünftigere Erklärung geben.

Während der langen Fahrt zu den Wohnungen der Opfer hatte Mulder Zeit, sich die alten Fälle spontaner menschlicher Selbstentzündung, auch SMS genannt, ins Gedächtnis zu rufen.

Vor allem der Fall Mary Fahrner ging ihm durch den Kopf, weil er von einem gewissenhaften Polizei-Detective und einem übereifrigen Arzt besonders umfassend dokumentiert worden war. Der Bericht war so detailliert, daß Mulder das Gefühl hatte, er wäre selbst dabei gewesen.

Mary lebte in Harris Landing, etwa fünfzig Meilen südlich von Ithaca, New York. Am Abend des ersten Frostes des Jahres 1955 bemerkte ein Nachbar Qualm, von dem er dachte, er würde aus Marys Haus kommen - was sonderbar war, weil er keinen Rauch über dem Schornstein entdecken konnte.

Trotz der flotten Geschwindigkeit, mit der sie den Wagen durch das dunkle Richmond steuerte, wandte Scully den Blick für einen Moment von der Straße ab, um ihren Partner anzusehen, doch Mulder grübelte völlig versunken vor sich hin.

„In den glaubwürdigen Fällen, an denen SMS beteiligt war“, sagte Scully und riß ihn aus seinen Gedanken, „hat es immer einen Auslöser gegeben - einen Kohlenkübel, eine offene Feuerstelle, eine heiße Herdplatte. Und die meisten angeblichen Opfer hatten viel Körperfett.“

Nachdem er den Qualm gerochen hatte, klopfte der

Nachbar an Marys Tür, doch er bekam keine Antwort. Er bückte sich und schnüffelte am Türschlitz. Hier war der Geruch stärker. Er versuchte, durch Marys Spitzenvorhänge ins Haus zu sehen, wobei er sich Sorgen machte, sie könnte ihn für einen Spanner halten, doch er konnte nichts außer einem dünnen Schleier abgestandenen Rauchs erkennen.

Der Mann eilte zurück nach Hause und rief Bob Stucherman an, den Chef der örtlichen freiwilligen Feuerwehr.

„SMS bedeutet nicht einfach, daß ein Körper ohne eine kontinuierliche Feuerquelle verbrennt, Scully, selbst dann, wenn er zuvor mit Alkohol präpariert worden ist. Und sogar ein im Ofen oder in einem Großbrand verbrannter Leib hinterläßt Knochen und verkohltes Fleisch.“

„Also glauben Sie selbst nicht an SMS“, schloß Scully.
„Aber warum haben Sie es dann gegenüber Detective Ryan erwähnt?“

„Ich sage ja nicht, daß ich nicht daran glaube. Ich glaube nicht an die sogenannten wissenschaftlichen Erklärungen.“

Als Polizei und Feuerwehr eintrafen, brachen sie Mary Fahrners Tür auf. Im Inneren des Hauses war der Gestank noch stärker. Die Männer gingen in das Wohnzimmer und fanden den bevorzugten Lehnstuhl der Frau verbrannt vor - den Stuhl, in dem sie ihre Kolumnen für die Gazette zu schreiben pflegte. Im Kamin brannte kein Feuer, und der Ofen war zwar vor kurzem benutzt worden, nun jedoch abgestellt und überdies zwei Räume weiter entfernt.

„Das FBI hat alle Fälle verworfen, in denen von keinem Auslöser die Rede war“, fuhr Mulder mit zunehmendem Eifer fort. „Sie behaupteten, die Details wären unzuläng-

lich, und folglich müßten sie auch als nicht glaubwürdig angesehen werden. Da aus diesem Grund nur noch solche Fälle übrig waren, in denen äußere Auslöser beteiligt waren, hieß es schließlich, daß das für jeden Fall von SMS gelten würde. Aber was ist das für eine Art Wissenschaft, die einfach alle Beweise verwirft, die ihren Hypothesen entgegenstehen?“

Scully sah ihn an, und ihr Blick sagte deutlich: „Lassen Sie uns nicht wieder damit anfangen, doch ihre Lippen blieben verschlossen. Wissenschaftler waren nicht so makellos, wie allgemeinhin angenommen wurde, doch sie waren auch nicht so intrigant und blind vor akademischem Stolz, wie Mulder es ihnen gern unterstellte. Scully bog nach rechts auf die Schnellstraße ab, während Mulder seine Augen vor dem grellen Licht der entgegenkommenden Wagen abschirmte und sich fragte, warum die Glühbirne gegenüber von Raum 606 herausgedreht worden war. War Newirth von dem Lichtstrahl, der unter seiner Tür hindurchfiel, so sehr gestört worden, daß er die Birne selbst gelockert hatte?

Noch einmal schweiften Mulders Gedanken zu den Daten der SMS-Fälle zurück, die er studiert hatte. Paßte Newirth zu diesen Beschreibungen, oder gab es eine andere Erklärung?

„Die alkoholisierten und fettleibigen Opfer von SMS werden in etwa achtzig Prozent der Fälle erwähnt“, sagte Mulder. „Aber was ist mit den anderen zwanzig Prozent?“

Auf dem Sitz von Mary Fahrners blaukariertem Lehnsessel und auf dem Boden davor lag eine dicke Ascheschicht, in der sich brandgeschwärzte Knochen fanden. Ihr Gesicht war noch vollständig erhalten, wenn auch die Hitze und

die Grimasse des Todes ihre Haut zu einem stillen Schrei zurückgezogen hatten. Hände und Arme waren nicht mehr da. Sogar die Knochen fehlten. Ein Bein war noch fast vollständig, und der Fuß steckte in einem rosafarbenen Pantoffel.

Von etwas Ruß neben dem Stuhl und dem Stuhl selbst abgesehen, gab es im ganzen Haus keine Brandspuren.

Die Stadt würde sich ebenso an ihre Gartentips erinnern, die wöchentlich in der Clemens Valley Gazette erschienen waren, wie an ihre furchterliche Art, mit Kindern und Tieren umzugehen.

Jeder in der Nachbarschaft wußte, daß Mary keinen Alkohol trank und so dünn wie ein Blitzableiter war.

„Warum haben Sie sich für die gelbe Flüssigkeit interessiert?“ wollte Scully wissen.

„Sie taucht nur in wenigen SMS-Fällen auf. Manche Leute glauben, es würde sich um geschmolzenes Fett handeln, das außerhalb des Körpers Pfützen bildet und zu brennen aufhört, sobald die Feuerquelle nicht mehr vorhanden ist.“

„Newirth war übergewichtig und Margaret Wysnecki auch. Aber Gail Lambert hatte eine Durchschnittsfigur.“

„Frauen haben auch dann, wenn sie schlank sind, einen höheren Anteil an Körperfett als Männer.“

„Genug Fett, um zu brennen?“ Scully zog die Nase kraus. „Ich weiß nicht, Mulder. Das klingt mir nach einem Märchen.“

„Meinen Sie, wie bei Dickens?“ fragte Mulder mit einem halbherzigen Grinsen. „Er hat über SMS geschrieben, wußten Sie das?“

Scully schaute ihn ungläubig an. „Charles Dickens? Wann denn?“

„Genau der. Er hat darüber in *Bleakhaus* und in der *Weihnachtsgeschichte* geschrieben. Scrooge war davon überzeugt, daß er ein Opfer von SMS werden würde. Berichte zu diesem Thema gibt es übrigens bereits seit dem sechzehnten Jahrhundert.“

„Ist das Ihr Ernst?“

Mulder nickte.

Später fertigte die zuständige Polizeidienststelle im Fall Mary Fahrner einen detaillierten Bericht über ihre letzten Augenblicke an. Sie hatte ein anständiges Leben geführt, und abgesehen von einer unberührten Tasse Tee und einer angefangenen Kolumne über Rachenblütler war ihr Haus so sauber und ordentlich wie ein sprichwörtliches Puppenhaus gewesen — genauso wie das kleine Häufchen Asche, das von ihr übriggeblieben war,

Mulder blickte zum Fenster hinaus. Der Widerschein der Lichter auf dem Highway unterteilte die Umgebung in helle und schattige Flecken, doch die nächtlichen Schatten unterschieden sich grundlegend von denen am Tage. Sie waren so viel dunkler und reiner.

Scully bemerkte, daß Mulder ein wenig zu lange über die Dunkelheit jenseits der Straße nachgrübelte. „Was ist mit dem Heizungsgitter?“ fragte sie, um ihn in das Hier und Jetzt zurückzuholen. „Vielleicht hat ihn ein Funke getroffen. Könnte das nicht ein Brandauslöser sein?“

„Unwahrscheinlich. Der Brandfleck war zu weit entfernt.“

„Vielleicht hat er Feuer gefangen und ist auf der Suche nach Hilfe zur Tür gestolpert.“ Scully wartete einen Augenblick, aber Mulder antwortete nicht.

„Und das funkeln, blaue Licht?“ setzte sie nach.

Erneutes Schweigen, doch sie hatte auch keine Antwort erwartet. Keiner von ihnen hatte je etwas von einem sonderbaren blauen Licht gehört, das kurz vor einem SMS-Fall in Erscheinung getreten wäre. Es konnte sich durchaus um einen fehlerhaften Augenzeugenbericht handeln. Oder um eine Spiegelung im Fenster. Oder um eine andere verwirrende Sache, die sie nur in ihren Nachforschungen behindern würde.

„Vergessen wir einmal die leichtere Brennbarkeit des weiblichen Körpers“, versuchte es Scully noch einmal. „Sie haben etwas darüber gesagt, daß der Brandfleck zu klein wäre.“ Sie tippte auf den Ordner, der ungeöffnet auf Mulders Schoß lag. „Und wie steht es mit der Tatsache, daß nichts in der näheren Umgebung des Brandflecks gebrannt hat?“

„Sicher, die meisten Brandstellen in den anderen SMS-Fällen waren mehr als nur Flecken, und keiner davon war kleiner als einen Meter im Durchmesser“, stimmte Mulder zu.

„Was meinen Sie mit ‚mehr als nur Flecken‘?“ Scully blickte ihn kurz an, ehe sie den Blinker setzte, um die Schnellstraße zu verlassen.

„Bei den meisten gab es noch ein paar intakte Knochen“, erläuterte er. „Bei manchen waren auch noch verkohlte Organe vorhanden, beispielsweise das Herz oder das Gehirn oder die Leber. Bei vielen waren die Extremitäten noch da, die Hände und vor allem die Füße. Ein paar hatten auch noch Köpfe, aber die waren meistens durch die Hitze ausgedörrt.“

Scully bog in einen Wohnbezirk ab und wälzte ihre eige-

nen Gedanken. Trotz der Fakten aus anderen Verbrennungsfällen und ihrer unterschiedlichen Standpunkte in bezug auf die wissenschaftliche Haltbarkeit, mußte sie zugeben, daß Mulder recht hatte: Irgend etwas an diesem Fall stimmte nicht. Newirth war nicht betrunken gewesen, und er hatte auch nicht wie ein Alkoholiker ausgesehen. Er hatte nicht bequem in einem Sessel gesessen oder im Bett gelegen, sondern er hatte gestanden. Wenn dieser Brandfleck tatsächlich Newirth *war*, dann hatte nichts von ihm seinen letzten Standort an dem Türspion überdauert.

Währenddessen fragte sich Mulder, ob sie möglicherweise über einen vollkommen neuen Typ von SMS gestolpert waren. Mary Fahrner gehörte zu den am schlimmsten verbrannten Opfern in den Akten, doch auch von ihr waren - verglichen mit Patrick Newirth - schaufelweise Überreste geblieben. Warum hatten sie keine Überbleibsel vorgefunden? War das Feuer in Zimmer 606 heißer gewesen? Hatte es länger gebrannt? Selbst ein einziger versengter Zeh hätte mehr Sinn ergeben als dieser konturlose Brandrückstand.

Und... *wenn* Newirth aus dem Guckloch hinausgesehen hatte, ehe er verschwand, was oder wen hatte er dann beobachtet?

Nachdem sie das Appartementgebäude des ersten Opfers, Gail Anne Lambert, erreicht hatten, überflog Scully im diffusen Licht der Wagenleselampe die Akte. Mulder schlenderte währenddessen langsam um das Fahrzeug herum. Immer wenn er in den Lichtkegel einer Straßenlaterne trat, blieb er für einen Augenblick stehen, starre seinen neu auftauchenden Schatten an und ging dann langsam weiter.

Das dreistöckige Appartementgebäude war Teil einer leicht hügeligen und gut gepflegten Wohnsiedlung. Die Fensterrahmen waren leuchtend weiß gestrichen, während die Dächer mit grauen Schindeln gedeckt waren. Die Fassadenfarbe war in der Dunkelheit allerdings nicht zu erkennen, und Mulder tippte auf ein helles Lohbraun oder Altrosa.

Ein Schatten schoß von einem Baum herunter und huschte über die wurzeldurchzogene Erde, bis er schließlich ruckartig verharrte. Als Mulder den Blick in seine Richtung wandte, schlug er zweimal aufgeregt mit dem Schwanz. Es war ein schwarzes Eichhörnchen, das den ruhig dastehenden Menschen giftig angaffte. Mulder dachte an einen Collegefreund aus Virginia, der ihm Geschichten über die wilden Eichhörnchen seiner Heimatstadt erzählt hatte. Niemand hatte ihm geglaubt, dennoch hatte Mulder Respekt vor den flinken Nagern. Das Eichhörnchen knurrte ihn an und verschwand auf einem anderen Baum.

In diesem Augenblick gesellte sich Scully zu Mulder. Sie hielt die Ermittlungsakte aufgeschlagen vor sich.

„Hören Sie, Mulder. Gail Lambert ist nicht aus ihrer Wohnung verschwunden. Ihr Bruder hat sie vermißt gemeldet, als sie nach der Arbeit nicht nach Hause gekommen war. Sie leidet unter schwerer Diabetes, und sie hatte nur eine einzige Ersatzdosis Insulin bei sich. Die Polizei hat ihr Auto auf dem Mitarbeiterparkplatz ihres Arbeitgebers entdeckt. Die Fahrertür war offen...“ Scully verstummte.

„Und dort hat man einen Brandfleck gefunden, richtig?“ ergänzte Mulder schlagfertig.

„Ja“, erwiderte sie abwesend, während sie noch immer in die Akte starrte. „Auf dem Fahrersitz. Die chemische Zusammensetzung entspricht der bei Patrick Newirth: Kalium und Mineralspuren. Das ist merkwürdig... die Innenraumbeleuchtung ist zerstört worden.“

Mulder nickte, als hätte sich eine Vermutung bestätigt.
„Wir sollten uns diese Details in Ruhe ansehen.“

„Halten Sie das denn für wichtig? Warum?“
„Weil ich nicht glaube, daß das alles purer Zufall ist...“
Ehe sie auf seine Äußerung reagieren konnte, erhaschten seine Augen eine Bewegung am Rand seines Blickfelds.
„Scully“, sagte er leise und deutete mit der Hand in diese Richtung.

Sie sah auf. Hinter der hellerleuchteten Straße schlich ein Schatten über den baumgesäumten Rasen vor dem Appartementgebäude. Wer es auch war, er vermied es, in den Schein der Lichter zu geraten, und hielt sich sorgsam im Schatten. Scully legte den Aktenordner auf den Fahrersitz und drückte die Tür leise ins Schloß, doch die

geduckte Gestalt hatte sie gehört und wirbelte herum. Mulder und Scully blieben so bewegungslos stehen, als würden sie ein in die Enge getriebenes wildes Tier beobachten.

Nicht gerade das normale Verhalten eines Unschuldigen, dachte Scully und griff nach ihrer Waffe. Mulder bedeutete ihr, ruhig zu bleiben, und formte mit den Lippen die tonlose Aufforderung zu warten. Scully behielt die Hand nahe an ihrem Holster. Für einige endlose Sekunden verharnten die beiden Agenten eingefroren wie auf einem Gemälde.

Plötzlich brach der Mann aus dem Schatten hervor und stürzte durch die Baumreihen, die den Rasen begrenzten. Blitzschnell zogen Mulder und Scully ihre Waffen und folgten ihm mit ausgreifenden Schritten. Der Schatten verschwand hinter einem Gebäude, und für einen Moment dachten sie, sie hätten ihn verloren. Mit erhobenen Waffen standen sie da und starrten in die Dunkelheit. Dann schreckte sie das Rascheln trockenen Grases auf, und wieder waren sie der schattenhaften Gestalt dicht auf den Fersen.

Der Flüchtige passierte das letzte der Appartementgebäude und hielt auf ein offenes Feld zu, hinter dem ein Schutz bietendes Gehölz lag. Mulder und Scully hetzten so schnell wie möglich hinter ihm her, um ihn später zwischen den dichtstehenden Bäumen nicht zu verlieren. Mondlicht fiel auf den kahlen Grund, und der Schatten des Mannes dehnte sich weit hinter ihm aus.

„Mulder!“ keuchte Scully. „Was ist das für ein Geräusch?“

Mulder schüttelte den Kopf, und seine langen Beine wirbelten vor den ihren her, bis er fast den Rand des langen

Schattens vor ihm erreicht hatte. Erst als er das seltsame Geräusch vernahm, verlangsamte er seine Schritte. Ein pulsierendes Brausen vermischt mit einem leisen Wimmern ertönte nicht weit vor ihnen.

„Die Schienen!“ Scully hatte ihn eingeholt und deutete auf die glänzenden Eisenstränge am Rand des Waldes. Die FBI-Agenten verdoppelten ihre Anstrengung und holten allmählich wieder auf. Der Schatten des Mannes wurde kürzer und wieder länger, während er im Zickzack über den zerfurchten Boden rannte.

„Achtung!“ brüllte Mulder.

„Stehenbleiben!“ schrie Scully gleichzeitig.

Das Donnern eines herannahenden Zuges wurde lauter. Der Flüchtige stolperte und fiel auf die Gleise, wo er betäubt liegenblieb. Wild winkend rannten Mulder und Scully auf die Schienen zu, um den Lokführer auf den gestürzten Mann aufmerksam zu machen. Der Flüchtige rappelte sich wieder hoch. Schwankend stand er auf den Gleisen und blinzelte in das Licht des heranrasenden Zuges, während sein Schatten in einer langen, dünnen Linie hinter ihn fiel. Vielleicht war es das Gebrüll der beiden Bundesbeamten, das ihn schließlich aus seiner Benommenheit riß. Er blickte kurz in ihre Richtung, ehe er von den Gleisen hechtete - nur einen Augenblick, bevor der Zug ihn erfassen und zermalmen konnte. Die beiden Agenten kamen auf dem rutschigen Untergrund taumelnd zum Stehen, während der Zug zwischen ihnen und dem Verfolgten mit ohrenbetäubendem Lärm vorbeiraste.

Als der Zug die Stelle passierte, an der der Mann gestürzt war, blitzte für kurze Zeit ein blaues Licht um die Räder herum auf.

„Haben Sie das gesehen, Scully?“ fragte Mulder atemlos.

Scully schnappte noch nach Luft. „Was gesehen, Mulder? Alles, was ich sehen kann, ist, daß wir einen armen Obdachlosen zu Tode geängstigt haben.“

„Immerhin ist er geflüchtet“, hielt Mulder dagegen.

„Haben Sie das blaue Licht gesehen?“

Sie zuckte mit den Schultern. Plötzlich war ihre Geduld in bezug auf diesen Fall am Ende. Als auch der Bremswagen vorbeigerattert war und der Zug scheppernd in der Nacht verschwand, kletterten sie noch über den Schotter des Bahndamms, doch in den Bäumen des Gehölzes regte sich kein einziger Zweig.

„Weg“, sagte Scully verärgert, während sich Mulder neben die Gleise kniete und die Schienen sorgfältig in Augenschein nahm.

„Was sehen Sie da?“ fragte Scully und beugte sich vor, um ebenfalls einen Blick auf die Schienen zu werfen. „Das sind doch nur Schatten.“ Falls der Flüchtige etwas verloren hatte, so hatte der Zug es entweder mit sich gerissen oder fest auf die Schienen gepreßt.

„Schon möglich.“

Die Verfolgung hatte sie weit weg von Gail Lamberts Appartement geführt, und während sie sich auf den mühsamen Rückweg machten, überlegte Scully, ob sie Kelly anrufen und ihr von ihrer fruchtlosen Verfolgung erzählen sollte. Schließlich beschloß sie, vorerst abzuwarten. Zwar war eine Person, die die Wohnung eines Opfers beobachtete, durchaus verdächtig, andererseits war es ebenso möglich, daß Mulders Jagd ganz einfach sinnlos gewesen war. Und das blaue Licht? Sicher eine elektrische Entladung oder ein Kurzschluß in einem Transformator.

Während des langen Rückwegs schwieg Scully beharrlich und gönnte ihrem Partner kaum einen Blick. Schon jetzt war ihr klar, daß er die Polizei nicht hinzuziehen würde. Mulder war nicht der Mann, der sich an Vorschriften hielt.

Als sie den Wagen erreicht hatten, fischte sie den Aktenordner vom Fahrersitz und hielt auf den östlichen Teil des Gebäudekomplexes zu. „Gail Anne Lambert - sie wohnte zusammen mit ihrem Bruder in der Broadmoor Road 124C.“

Mulder hatte keinerlei Bedenken, jemanden mitten in der Nacht zu wecken, um ihn nach dem mysteriösen Verschwinden einer nahestehenden Person zu befragen. Scully, die ein höflicheres Auftreten bevorzugte, hatte bereits aus den Unterlagen erfahren, daß Gail Lamberts Bruder, Hugh Lambert, in der Spätschicht bei einem Hersteller von Gardinenstangen arbeitete. Seit seiner Scheidung vor ungefähr zehn Monaten lebte er bei seiner Schwester. Als sie das Gebäude mit der Nummer 124 umrundeten, bemerkte Scully Licht hinter den Fenstern einer Wohnung an der linken Seite. Es war das einzige erleuchtete Appartement im ganzen Gebäude.

Scully klopfte leise an die Tür, die beinahe sofort aufgerissen wurde. Zuerst machte Hugh Lambert einen fast erleichterten Eindruck, doch dann schlich sich ein argwöhnisches Flackern in seine Augen. „Ja? Was kann ich für Sie tun?“

Die beiden FBI-Agenten zeigten ihm ihre Dienstmarken und stellten sich vor.

„Geht es wieder um meine Schwester? Oder um diesen anderen Burschen?“

„Was für einen anderen Bursche?“ erkundigte sich Mulder.
Aus einem Appartement eine Etage tiefer fiel plötzlich
Licht ins Treppenhaus und ließ Hugh Lambert resigniert
aufseufzen. „Die Nachbarn haben schon genug
mitbekommen. Besser, Sie kommen herein.“

„Vielleicht haben wir ihn heute abend gesehen“, griff
Mulder den Faden wieder auf. „Aber er ist geflohen, ehe
wir mit ihm sprechen konnten.“

„Klingt ganz so, als ob er es gewesen wäre. Der Kerl ist
flink wie eine Elritze. Er steht einfach da unten im Schatten
und beobachtet das Haus. Unheimlich. Ich habe schon die
Polizei benachrichtigt, aber immer, wenn sie kommen, ist er
weg. Als würde er sich einfach in Luft auflösen.“

„Hatte ihre Schwester vor irgend jemandem Angst? Ist
sie vielleicht verfolgt worden?“ fragte Scully.

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Gail hätte es mir erzählt,
wenn irgend etwas in dieser Art vorgefallen wäre.
Außerdem hätte sie so oder so jeden Angreifer
fertiggemacht. Sie hatte immer Reizgas dabei und wußte
sich zu wehren. Eigentlich hat sie nur auf eine Gelegenheit
gewartet, das Zeug einsetzen zu können.“

Mulder deutete auf ein gerahmtes Bild. „Hatte ihre
Schwester zum Zeitpunkt ihres Verschwindens noch dieses
Körpergewicht, Mr. Lambert? Oder hat sie zugenommen?“

Hugh blickte ihn verwirrt an, und Scully mußte sich
beherrschen, um nicht entnervt die Augen zu verdrehen.
War Mulder denn noch immer nicht bereit, diese Sache
mit der menschlichen Selbstentzündung zu verwerfen?

„Gail war immer schlank. Sie mußte schon wegen der
Diabetes ihr Gewicht halten, wissen Sie.“

Mulder nickte zustimmend.

Scully klappte ihr Notizbuch zu und reichte Hugh ihre Karte. „Danke, Mr. Lambert. Bitte rufen Sie uns an, wenn Ihnen irgend etwas einfällt, das uns bei den Ermittlungen weiterhelfen könnte. Oder falls dieser Mann wieder auftaucht.“

Hugh nahm die Karte mit gesenktem Blick entgegen. Doch während er die Agenten zur Tür geleitete, platzte er unerwartet heftig heraus: „Gail war mein Ein und Alles, und jetzt habe ich nichts mehr von ihr außer einem verbrannten Stück Leder und etwas Asche ... Finden Sie heraus, was geschehen ist. Ich... ich fühle so eine Leere in meinem Inneren, solange ich das nicht weiß.“

„Allmählich geht es mir ähnlich, Mr. Lambert“, erwiederte Mulder aufrichtig. „Wir werden herausfinden, was mit ihr passiert ist. Darauf können Sie sich verlassen.“

Das zweite Opfer, Margaret Wysnecki, hatte in einem kleinen Haus in einem der älteren Bezirke Richmonds gewohnt. Wenn die Häuschen des Viertels auch einen etwas heruntergekommenen Eindruck machten, so waren die Gärten und Rasenflächen doch ordentlich gepflegt. Sogar in der Dunkelheit konnten Mulder und Scully erkennen, daß das Haus der Vermißten gehütet wurde. Der Bürgersteig war sauber gefegt und der Briefkasten geleert. Vielleicht achtete ein Verwandter oder ein Nachbar auf Margarets Heim - es schien eine Gegend zu sein, in der sich die Menschen noch umeinander kümmerten.

Vor einer Zierlaterne in der Mitte von Margarets kleinem Garten blieb Mulder abrupt stehen. Der Laternenpfahl bestand aus schwerem, schwarzem Eisen, eine viktoriani-

sche Antiquität. In der ganzen Nachbarschaft war Margarets Lampe die einzige, die nicht brannte.

„Na, wenn das nicht seltsam ist.“ Er bedachte Scully mit einem schiefen Grinsen. „Können Sie noch einen Handschuh entbehren?“

Schweigend zog sie einen Latexhandschuh aus ihrer Tasche und reichte ihn ihrem Partner. Noch immer war sie beunruhigt wegen des mißgestalteten Aschekreises auf dem Teppich des Hotels. Sie wog die Akte in ihrer Hand und fragte sich, inwieweit der Brandfleck in Margaret Wysneckis Haus mit der verkohlten Stelle im Hotel übereinstimmen würde. Auf der Fahrt hierher war es zu dunkel gewesen, um die Akte zu lesen, also würde sie das Haus unwissend betreten müssen. Sie hätte es Mulder gegenüber niemals zugegeben - doch allmählich bekam sie ein ungutes Gefühl bei diesem Fall.

Mulder öffnete die mit Scharnieren befestigte Tür des Lampenhäuschens und drehte mit behandschuhten Fingern an der Glühbirne, wobei er sich bemühte, eventuelle Fingerabdrücke nicht zu verwischen. Die Birne leuchtete auf und tauchte den Garten in helles Licht. Scully blinzelte und betrachtete ihren Schatten, der sich in beachtlicher Größe über die ebenmäßige Silhouette des Hauses schob.

„Dunkelheit verbirgt eine Vielzahl an Sünden“, kommentierte sie sarkastisch.

Mulder drehte die Glühbirne heraus, und es wurde wieder dunkel. Dann griff er mit der Linken in seine Manteltasche und zog ein Gerät hervor, das an einen Füllhalter erinnerte.

„Sehen Sie sich das an, Scully“, sagte er vergnügt.
„Mein neues Handwerkszeug im Kampf gegen das Verbre-

chen. Ich habe es für Neunundvierzig-fünfundneunzig in einem Haushaltswarenladen gekauft.“

Mit einer theatralischen Geste richtete er das Gerät auf die Glühbirne in seiner Rechten und schaltete es an. Ein Laserstrahl durchdrang das Glas und wurde in seinem Inneren reflektiert, so daß die Birne rot aufleuchtete. Langsam drehte er die Glühbirne, bis ein Daumenabdruck mit deutlich sichtbaren Furchen und Linien erkennbar wurde.

„Netter Trick“, stichelte Scully. „Zum Geburtstag schenke ich Ihnen dann einen Werkzeuggürtel.“

Ehe sie über den unbeleuchteten Weg zur Haustür gingen, schob Mulder die Glühbirne zur Beweissicherung in den Latexhandschuh und steckte sie dann vorsichtig in die Brusttasche seines Mantels. Ohne die Gartenbeleuchtung wurden ihre Schatten an der vorderen Hauswand undeutlich und verschmolzen wieder mit der Dunkelheit. Scully konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie im Inneren des Hauses vorfinden würden, während Mulder über die herausgedrehten Glühbirnen nachdachte.

Scully öffnete die Tür und suchte tastend nach dem Lichtschalter. Als die Flurlampe aufflammte und den Eingangsbereich hell ausleuchtete, mußten sie beide geblendet zwinkern. Scully blickte in den Garten zurück und erkannte, daß das harte Licht, das zur Tür hinausfiel, den Lampenpfosten im Garten nicht ganz erreichte. Mulder schaute zu Boden und dort...

„Scully“, sagte er sanft und berührte ihren Arm.

Sie folgte seinem Blick und entdeckte den ungleichmäßigen Brandfleck auf dem Teppich nahe der Eingangstür. Dieser nierenförmige Fleck aus verkohltem Gewebe hatte keine zweigförmigen Auswüchse. Obwohl

Scully wußte, daß die Spurensicherung der Polizei von Richmond ihre Arbeit bereits getan hatte, näherte sie sich dem Fleck nur äußerst vorsichtig, immer darauf bedacht, die schwarzen Überreste nicht zu verändern. Mulder trat nachlässig darüber hinweg und sah sich im Flur und im Wohnzimmer um. Alles schien seine Ordnung zu haben. Nichts fehlte, und es gab auch sonst keine Auffälligkeiten. Genau wie in Zimmer 606. Alles war sauber und ordentlich, mit Ausnahme des schwarzen Flecks auf dem Teppich.

Scully schlug den Aktenordner auf und las laut. Mulder lauschte ihr aufmerksam, während er Margarets ungeöffnete Post durchsah, die gestapelt auf einem alten mechanischen Klavier lag.

„Margaret Wysnecki, Alter: Sechsundsechzig. Verwitwet, im Ruhestand, früher bei Laramie Tobacco beschäftigt, wo sie sechsunddreißig Jahre in der Produktion tätig war. Hey! Tabak. Patrick Newirth war Angestellter bei Dominion Tobacco.“

„Ja“, erwiderte Mulder. „Aber halb Richmond verdient sein Geld mit der Produktion dieser Krebsstengel. Das ist wahrscheinlich nur Zufall.“

Scully blätterte unschlüssig in dem Ordner. „Vermutlich haben Sie recht. Gail Lambert war Ingenieurin. Sie hat für Polarity Magnetics Inc. gearbeitet.“

Mulder nickte geistesabwesend. Er durchquerte das Wohnzimmer, wobei er eine Lampe nach der anderen einschaltete. Dann ging er durch den Flur und knipste einen Deckenleuchter und ein Nachtlicht unter einem Blumentisch an. In der Küche folgte eine ganze Batterie Leuchtstoffröhren, die die weißen Fliesen und das avokadogrüne

Linoleum in ein scheußliches Licht tauchten. Während sie ihm langsam folgte, las Scully weiter in dem Bericht. Die plötzliche Helligkeit ließ sie blinzeln, doch sie protestierte nicht. Ihr war klar, was Mulder beabsichtigte: Er suchte nach herausgedrehten Glühbirnen.

Scully zählte die Staubflecken, die die Spurensicherung beim Abnehmen der Fingerabdrücke hinterlassen hatte. Noch immer waren sie überall in der Küche deutlich erkennbar - vier auf der Arbeitsfläche, zwei am Kühlschrank und acht an den Wänden, obendrein noch einige Puderflecken ohne Abdrücke. Mulder untersuchte einen besonders großen Abdruck neben einer Teekanne auf dem Herd und zog die Glühbirne aus der Tasche, um die Abdrücke zu vergleichen. Scully verzog das Gesicht. Es war kaum vorstellbar, daß ein Mörder sein Opfer zu Asche verbrennt und dann die Zeit damit vertrödelt, einen Tee zu trinken.

„Außer Margaret Wysneckis Abdrücken sind weder hier noch anderswo im Haus Fingerabdrücke gefunden worden“, erklärte sie. „Warum denken Sie, daß die Abdrücke auf der Glühbirne etwas zu bedeuten haben?“

„Ich weiß es nicht.“ Vorsichtig verstaute Mulder die Glühbirne wieder in seiner Manteltasche und fuhr fort, die Herdoberfläche, dann das Waschbecken und schließlich die lange Küchenarbeitsplatte zu untersuchen. Mit einem begeisterten Gesichtsausdruck blieb er am Müllheimer neben der Hintertür stehen und trat auf den Fußhebel. Scully unterdrückte ein Lächeln. Das waren Funde, die das Herz eines FBI-Agenten erfreuten!

„Sehen Sie mal“, sagte Mulder eifrig. „Jemand hat vergessen, den Müllheimer zu leeren.“ Zufrieden begann er,

im Abfall zu wühlen. Unter alten Kassenbons und Zeitungen fand er eine Zugfahrkarte.

„M. Wysnecki'„, las er. „Eine Rückfahrkarte nach Hampton Roads, Virginia. Die Rückfahrt ist am siebzehnten März gestempelt.“

Erneut blätterte Scully in dem Aktenordner und fuhr mit dem Finger hastig über das Deckblatt des Berichts. „Siebzehnter März. Am selben Tag ist sie verschwunden.“ Sie blickte Mulder bedeutungsvoll an.

„Patrick Newirth ist doch auch mit dem Zug in die Stadt gekommen, richtig?“ fragte Mulder nachdenklich.

Scully nickte - nun gab es eine mögliche Verbindung zwischen den Fällen. Sie blätterte weiter, schlug den Ordner kurz vor der Mitte auf und überflog die Zeilen.

„Gail Lambert...“ Scully brütete über dem Bericht, bis sie schließlich enttäuscht innehielt. „Nein. Hier gibt es keinen Hinweis darauf, daß sie sich am Tag ihres Verschwindens auch nur in der Nähe des Bahnhofs aufgehalten hätte.“

„Vielleicht ist das übersehen worden“, gab Mulder zu bedenken.

Scully hob die Schultern. „Und wenn - was können wir daraus schließen?“

„Vielleicht verschwinden diese Leute nicht nur einfach. Vielleicht werden sie gejagt, und der Jäger lauert auf dem Bahnhof.“

Scully warf ihm einen erstaunten Blick zu. Für Mulder war das ein äußerst vernünftiger Schluß. „Und was ist mit der spontanen menschlichen Selbstentzündung?“

Mulder zog die Nase kraus. Angesichts seiner eigenen rationalen Schlußfolgerungen war er noch erstaunter als

seine Partnerin. Dennoch - es gab noch zu viele Unbekannte in diesem Fall, um auch nur in irgendeiner Hinsicht sicher sein zu können. Verbrennung, ja. Aber vielleicht war sie doch nicht so spontan.

Nach wie vor konnte er das Bild von Mary Fahrners verbranntem Sessel nicht aus seinem Kopf vertreiben. Sie war verbrannt, während sie ihrer alltäglichen Arbeit nachging. Und es hatte keinerlei Hinweise darauf gegeben, daß jemand dort gewesen war, der sie verbrannt hatte. Sie war allein gestorben und hatte einen zierlichen Fuß weiterbaumeln lassen.

Aber was war mit Margaret Wysnecki und Patrick Newirth? Nur Brandflecken vor Türen, die in eine tiefe Dunkelheit hinausführten.

„Rufen Sie Ihre junge Polizistin an und sagen Sie ihr, sie soll ein paar Leute zum Bahnhof schicken“, sagte Mulder.

Scully zögerte. Sie fragte sich, ob Mulder nicht etwas voreilig war. Dann aber nickte sie und zog ihr Handy aus der Tasche. Während sie Kellys Nummer wählte, empfand sie erneut dieses sonderbare Unbehagen. Wieviele Brandflecke würden noch folgen, ehe sie die Wahrheit herausgefunden hatten?

Der Bahnhof von Richmond lag in einem trüben, diffusen Schein. Mindestens hundert Energiesparbirnen brannten in schmierigen, insektenverschmutzten Deckenhaltern. All diese Lampen vermochten den Ort nicht weniger trist erscheinen zu lassen. Sie vertrieben lediglich die Schatten und ersetzen sie durch ein fahles Licht, das wunderbar zu den olivgrünen Wänden paßte.

Chester Banton saß allein auf einer langen Holzbank. In der Mitte der großen Bahnhofshalle hing eine Uhr, die in alle vier Richtungen die genaue Zeit anzeigte: nur noch zehn Minuten bis Mitternacht. Doch was änderte das schon? Für Chester Banton war jede Minute eines jeden Tages Mitternacht. Sein Leben war zu einer Jagd nach Finsternis geworden, denn das Licht war nun sein Feind - der schlimmste Feind, den man sich denken konnte.

Banton sah ausgesprochen ungepflegt aus. In seinen Kleidern hing der Gestank eines Mannes, der mehrere Tage lang nicht geduscht hatte, und sein Haar war zerzaust, doch gerade deshalb fiel er an diesem Treffpunkt verlorener Seelen nicht weiter auf. Scheinbar gab es kaum einen Unterschied zwischen ihm und der alten Frau, die auf der Bank gegenüber mit ihrem imaginären Sitznachbarn sprach. Banton war ebenso anonym und gesichtslos wie der Landstreicher, der auf dem verlassenen Schuhputzerstuhl schlief. Und doch: Er war aus anderen, weitaus fataleren Gründen hier.

Ein Hausmeister mit einem Karren voller Schrubber und Reinigungsmitteln, die nach Pinien rochen, schob an ihm vorüber. Banton richtete seinen Blick starr auf den Linoleumboden, bis der Hausmeister ihn passiert hatte. Erst als der Mann schon halb durch die Halle gegangen war, wagte es Banton aufzusehen. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Kehle. Ja, es gab einen Grund, sich im Bahnhof aufzuhalten, einen Grund, der über das schlichte Bedürfnis nach Zuflucht weit hinausging. Doch Banton wußte auch, daß er nicht die ganze Nacht bleiben konnte. Er durfte nicht auffallen, also mußte er sich wie die anderen Landstreicher verhalten, die in regelmäßigen Abständen kamen und gingen. Er mußte es ihnen gleich tun, mußte sich immer wieder ein neues Versteck suchen, bis er Morris gefunden hatte und dieser Alpträum ein für alle mal zu Ende war. Er hatte gehofft, Morris würde bei Lamberts Wohnung auftauchen, immerhin hatten Gail und er sich recht nahe gestanden. Aber er hatte nur seine Zeit verschwendet... und wäre beinahe erwischt worden. Dieser Mann und diese Frau, die ihn verfolgt hatten - sie gehörten zum FBI, daran bestand für ihn kein Zweifel. Nun also wußte er, daß die Regierung hinter ihm her war, doch er konnte es sich wirklich nicht leisten, gefaßt zu werden.

Banton erhob sich von seiner Bank und lief über den kalten Boden, als ginge er auf Eiern. Eilends schlüpfte er zur Tür hinaus, hetzte eine Treppe hinunter und verschwand in einer der vielen Gassen.

Die schmale Häuserschlucht wurde von den hochhängenden Straßenlaternen nur mäßig beleuchtet. Während er vorüberging, wurde jede der Lampen für einen kurzen

Augenblick ein wenig schwächer. Resigniert beobachtete Banton seinen Schatten, der sich verlängerte, verendete und wiedergeboren wurde, wenn er in den nächsten Lichtkegel trat.

Plötzlich wurde das Licht heller. Ein Wagen war in die enge Straße eingebogen. Bantons Blick suchte nach einem Hauseingang, in dem er sich verbergen konnte, doch er sah zu beiden Seiten nur Ziegelwände in der Nähe. Als der Wagen auf ihn zurollte, erkannte er die roten und blauen Lampen auf dem Dach des Fahrzeugs. Sie waren ausgeschaltet, doch für ihn waren sie wie ein schrilles Alarmsignal. Es war ein Polizeifahrzeug. Sie hatten ihn entdeckt.

Der Streifenwagen bremste ab und stoppte schließlich. Ein Polizist sprang heraus und stolzierte auf Banton zu.

„Sir, kann ich Sie kurz sprechen?“

Instinktiv drehte sich Banton um und floh. Er wußte nicht, ob es lediglich um ein paar Routinefragen ging oder ob der Beamte von einer weitaus finstereren Regierungsbehörde geschickt worden war - und er wollte es auch gar nicht wissen. Ganz gleich, warum der Polizist gekommen war, die Konfrontation konnte nur ein böses, ein tödliches Ende nehmen.

„Hey!“ brüllte der Cop. „Bleiben Sie stehen. Ich will Ihnen doch nur ein paar Fragen stellen.“

Doch Banton hatte keine Antworten für ihn. Zumaldest keine, die ein Polizist ihm abnehmen würde. Er rannte noch schneller, trat in schmutzige Pfützen, sprang über leere Pappkartons und näherte sich dem verlockenden Ende der Straße. Von dort aus standen ihm alle Fluchtwege offen...doch noch bevor er sein Ziel erreichte, bog ein zweiter Streifenwagen um die Ecke und kam mit krei-

sehenden Bremsen zum Stehen. Hinter ihm zog der erste Cop seine Waffe. Nun war Banton zwischen zwei bedrohlich grellen Halogenscheinwerfern gefangen. Sein Schatten fiel weit in zwei verschiedene Richtungen. Nein! Das durfte er nicht zulassen.

„In Ordnung!“ schnauzte der Cop hinter ihm. „Bleiben Sie da stehen. Bewegen Sie sich nicht, bleiben Sie einfach stehen!“

Der zweite Cop stieg aus seinem Wagen. Dem Beispiel des anderen Polizisten folgend, zog auch er seine Waffe.

Banton schluckte seine Angst herunter und hielt seine Hände so, daß die beiden Polizisten sie sehen konnten. „Bleiben... bleiben Sie weg von mir.“ Er bemühte sich, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu verleihen, einen vernünftigen und rationalen Eindruck zu machen, doch in Wirklichkeit hörte er sich an wie ein Mann auf der Schwelle zum Wahnsinn. Als die Cops näherkamen, wußte er, daß er keine Wahl hatte. Er spurtete wieder los, dieses Mal in den dunklen Schatten der Hintertür eines Restaurants.

„Hey, Mann! Was glauben Sie, was Sie da tun?“

Banton zerrte an der Tür, doch sie war verschlossen. Er gab nicht auf. Wieder und wieder versuchte er, den Türknauf zu drehen. Schließlich warf er sich mit der Schulter gegen die Tür, doch das massive Holz gab nicht nach. Er drehte sich um und sah die Silhouetten der Polizisten vor dem Licht ihrer Scheinwerfer. Sie hatten ihre Waffen auf ihn gerichtet. Offensichtlich hielten sie ihn für gefährlich - und sie hatten recht damit. Aber sie wußten nicht, *wie* gefährlich er war.

„In Ordnung, kommen Sie da raus!“ rief einer der Polizisten.

„Bleiben Sie weg von mir“, flehte Banton. „Ich will Sie nicht verletzen.“

Doch die Cops faßten seine Worte als Drohung auf.
„Bewegung!“

Banton hatte keine andere Wahl, also trat er langsam aus der schützenden Dunkelheit heraus in das Licht der Autoscheinwerfer. Er hielt die Hände vor sich ausgestreckt und versuchte noch einmal, mit den Männern zu reden.

„Bitte“, bettelte er. „Ich will Sie nur warnen... Ich bin ein gefährlicher Mann...“

„Weiter!“ bellte der Cop auf der linken Seite. „Kommen Sie ins Licht, damit wir Sie sehen können.“

Banton tat einen weiteren Schritt auf die Polizisten zu. Zwei Schatten erstreckten sich zu beiden Seiten seines Körpers wie die Flügel einer todbringenden Bestie. Beide Polizisten traten auf ihn zu. Er wandte sich dem Mann zu, der ihn zuerst angehalten hatte.

„Nein! Bitte! Kommen Sie nicht näher!“ schrie Banton, den Blick auf die Schuhspitzen seines Verfolgers gerichtet, die sich den dunklen Flächen auf dem Asphalt näherten.

„Ich will, daß Sie sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden legen“, befahl der Cop vor ihm.

Ja, dachte Banton. Der Boden. Je niedriger ich am Boden bin, desto kleiner ist mein Schatten.

„Okay. Okay. Ich lege mich hin!“ haspelte er.

„Sofort! Auf den Boden, sofort!“ brüllte der andere Polizist und ging noch einen Schritt auf Banton zu, der eilends auf die Knie sank.

„Ich lege mich hin, ich lege mich ja schon hin - bitte, kommen Sie nicht näher!“

Doch je näher er dem Boden kam, desto schneller bewegten sich die Polizisten.

„Nein, nicht!“ schrie Banton, und seine Angst mündete in ein verzweifeltes Japsen. Er kauerte bereits auf allen vieren, als der Cop vor ihm in die zuckende Dunkelheit seines Schattens trat.

„Ahhh-“

Blaues Licht blitzte auf, ein kurzer Schmerzensschrei ertönte... und der junge Mann war weg, ließ nichts zurück als einen schwarzen Fleck, über dem ein schwindendes blaues Licht flackerte. Sogar seine Waffe war fort - die Hitze der Zersetzung hatte sie zu einem kleinen grauen Klumpen am Rand der schwarzverkohlten organischen Rückstände eingeschmolzen.

„Barney!“ keuchte der Cop hinter Banton ungläubig. Fassungslos eilte er auf den bizarren Flecken zu, der vormals sein Kollege gewesen war - doch als er das tat, berührte auch er Bantons Schatten. Im Augenblick des Kontaktes bäumte sich der Schatten auf, umhüllte die Füße des Polizisten und verschlang ihn mit höllischer Geschwindigkeit in einem alles versengenden Nichts.

Wieder einmal war Banton allein. Mit den Überresten zweier Männer, deren Leben er in Sekundenschnelle vernichtet hatte, stand er zwischen den zwei Polizeiwagen.

„Nein!“ schrillte Banton und stürzte davon. „Nein, nein, nein!“ Er wußte nicht, wohin er lief; er wußte nur, daß er diesen Ort verlassen mußte, fliehen mußte... aber er wußte auch, daß er seinem Schatten, seinem dunklen Bruder, nicht entkommen konnte.

Nachdem Kelly Ryan sie aus dem Schlaf gerissen hatte, erreichten Mulder und Scully im Morgengrauen die Gasse hinter dem Bahnhof. Zwei Cops waren verschwunden, die Türen ihrer Fahrzeuge standen offen, die Scheinwerfer waren eingeschaltet, und auf dem Boden hatte man zwei weitere Brandflecken gefunden. Beim Aussteigen verdrehte Mulder den Kopf, um die Straßenlaterne über sich zu betrachten. Während er sie ansah, verlosch sie automatisch mit dem Aufziehen des ersten grauen Tageslichts. Im feinen Nieselregen des heraufdämmernden Morgens arbeiteten die Uniformierten eifrig mit Zivilpolizisten in Trenchcoats zusammen. Polizei und die Spurensicherung von Richmond waren damit beschäftigt, einen neuen Tatort in Augenschein zu nehmen.

Scullys Blick fiel sofort auf die beiden Brandflecke auf dem ölverschmierten Asphalt. Eine Windböe fuhr durch die trostlose Gasse, und das gelbe Absperrband wirbelte wild durch die Luft. *Zu spät*, dachte sie, während sie den Boden anstarrte. Nun wurden zwei weitere Menschen vermisst. Die Spurensicherung würde eine weitere Laboruntersuchung der Brandrückstände vornehmen lassen. Scully fragte sich, ob es ihnen gelingen würde, die Brandflecken für die trauernden Hinterbliebenen wenigstens namentlich zuzuordnen.

Mulder entdeckte Detective Kelly Ryan zuerst. Sie stand im Zentrum der Arbeiten bei einem grauhaarigen Mann

mit Polizeiabzeichen, der einen erfahrenen Eindruck machte. Offensichtlich war die junge Frau zu beschäftigt und hatte die Ankunft der beiden FBI-Agenten noch gar nicht bemerkt. Mulder stupste Scully an, und ihre Augen folgten seinem Blick. Genau in diesem Moment musterte Kelly die beiden Brandflecken, und ihre Schultern sackten sichtlich herab.

Scully empfand tiefes Mitgefühl für die junge Frau, die die beiden Polizisten unwissentlich in den Tod geschickt hatte. Andererseits hatte Kelly auf Veranlassung der beiden Agenten gehandelt. Wenn sich also jemand verantwortlich fühlen sollte, dann waren es Mulder und Scully. Während Scully beobachtete, wie Kelly gegen ihren Kummer und die Schuldgefühle ankämpfte, war ihr, als würde sich flüssiges Blei durch ihre Adern wälzen. Sie spürte eine finstere Entschlossenheit. Sie würde herausfinden, wer das getan hatte - koste es, was es wolle. Sie würde es für die Trauer an diesem Ort und für Kelly Ryan tun.

Scully bemerkte, wie Mulder den Mann in Kellys Begleitung beobachtete. Der Grauhaarige rückte sein Abzeichen zurecht und sprach in scharfem Ton mit einem Techniker, der nicht weit von den beiden entfernt beschäftigt war. Obwohl er gar nicht mit ihr geredet hatte, zuckte Kelly sichtlich eingeschüchtert zusammen.

„Das ist Kellys Chef - Detective Bradley Barron“, informierte Scully ihren Partner.

Mulder zog eine Braue hoch. „Sieht nach einem harten Burschen aus.“

Scully nickte schweigend. Sie hatte sich aus dem, was Kelly *nicht* gesagt hatte, zusammengereimt, daß Barron ein strenger und schwieriger Vorgesetzter war. Er war einer

der Gründe dafür, daß Kelly sich zunächst an Scully gewandt hatte. Die junge Polizistin war bei ihrer Arbeit in eine Sackgasse geraten und hatte nicht gewagt, ihren Chef aufzusuchen, ohne ihm eine plausible Erklärung für das Verschwinden der Menschen vorlegen zu können.

In diesem Augenblick bemerkte Kelly die beiden FBI-Agenten, und es war offensichtlich, daß ihr Unbehagen noch weiter zunahm. Flugs entschuldigte sie sich bei ihrem Vorgesetzten und ging forschen Schritts auf Mulder und Scully zu. Als sie sich unter dem Absperrband hinwegduckte, blickte ihr Detective Barron mit gerunzelter Stirn hinterher, ehe er die unangekündigten Besucher neugierig musterte. Scully und Mulder gaben sich alle Mühe, keinen allzu offiziellen Eindruck zu machen.

Während Kelly sich zu ihnen gesellte und ihre zitternden Hände in den Manteltaschen versteckte, versuchte Scully, sich so normal wie möglich zu benehmen. „Was ist passiert, Kelly?“ fragte sie sanft.

„Ich habe letzte Nacht zwei Polizisten hierher geschickt - genau wie Sie es angeordnet haben. Wir haben den Funkkontakt mit ihnen gegen Mitternacht verloren.“ Ihr Blick wanderte zu den beiden Brandflecken, die ganz in der Nähe auf dem Boden zu sehen waren. „Und heute morgen wurden nur zwei weitere Brandrückstände auf dem Asphalt gefunden“, schloß sie matt.

Mulder und Scully tauschten einen kurzen Blick. „Sonst noch etwas?“ fragte Mulder.

Kelly schüttelte bekümmert den Kopf. „Nein... Tja, jetzt sieht es so aus, als wäre dies ein Fall von Polizistenmord, und ich, ich bin indirekt dafür verantwortlich.“ Bewußt vermied sie es, in Detective Barrons Richtung zu

schauen, der sie noch immer aufmerksam beobachtete. Statt dessen warf sie Mulder einen so eisigen Blick zu, daß sie ihre Anklage erst gar nicht formulieren mußte.

„Sie haben nur Ihre Arbeit getan“, sagte Scully bestimmt.

„Ja, sicher... aber man will von mir wissen, *warum* ich die Männer hierher geschickt habe. Und wenn ich ihnen erzähle, daß ich das FBI eingeschaltet habe, dann werden sie mir den Kopf abreißen.“

Mulder runzelte die Stirn. Er hatte nicht die Absicht, diese Kompetenzrängeleien zu diskutieren. „Die Fingerabdrücke auf der Glühbirne...“

Kelly nickte eifrig. Auch sie wollte keine polizeipolitischen Diskussionen führen. „Ich habe sie mit denen aller Hotelangestellten und Gäste verglichen. Dann habe ich sie anhand der Daten aus den Polizeiarchiven überprüft. Keine Übereinstimmung.“ Sie lachte bitter.

„Toller erster Fall, was?“

Die beiden Agenten nickten ihr mitfühlend zu, doch das sah sie nicht mehr. Entmutigt starre die junge Frau auf das Absperrband, das im naßkalten Wind flatterte.

Mulder zog die latexumhüllte Glühbirne aus seiner Tasche hervor und versuchte, Kelly ein wenig abzulenken. „Detective, vergleichen Sie doch auch noch diesen Abdruck. Ich habe ihn am Tatort im Fall Wysnecki gefunden - ich wäre nicht überrascht, wenn er mit dem auf der anderen Glühbirne übereinstimmen würde.“

„Sicher.“ Kelly nahm die Glühbirne vorsichtig entgegen, doch sie würdigte sie kaum eines Blicks. Ihre Gedanken kreisten ganz offensichtlich um andere Dinge.

„Ich arbeite an ein paar Ideen“, sagte Mulder schließlich in die Stille hinein.

Kelly blickte ihn voller Sarkasmus an. „Außer spontaner menschlicher Selbstentzündung?“

„Sorgen Sie nur dafür, daß Sie an dem Fall dranbleiben können.“ Scullys Stimme klang übertrieben munter. „Wir werden schon noch etwas herausfinden.“

Kelly nickte, doch Scully sah, wie wenig Hoffnung sie noch hatte. Schließlich kehrte die junge Frau zu Detective Barron zurück.

„Sie arbeiten also an Ideen“, wiederholte Scully versuchsweise. „Wollen Sie mir nicht mehr darüber erzählen?“

Mulder schüttelte den Kopf und starre die abgeschaltete Straßenlaterne über ihren Köpfen an. „Noch nicht.“

Scully stöhnte. „Sie haben keine Ahnung, richtig?“

Ohne den Blick von der Laterne abzuwenden, entgegnete Mulder: „Er war hier, Scully. Damit hatte ich jedenfalls recht.“

Sie stiegen in den Wagen. Allmählich bekamen die Vorgänge etwas Vertrautes für sie - etwas unangenehm Vertrautes. Je mehr sie herausfanden, desto verwirrender gestaltete sich der Fall, bis er sich schließlich ins Bodenlose aufzutun schien. Nein, dieser Fall unterschied sich in nichts von jenen, mit denen sie üblicherweise befaßt waren, das war ihnen jetzt mehr als bewußt. Scully empfand diese Erkenntnis als Eisklotz in der Tiefe ihrer Seele, Mulder dagegen spürte Schmetterlinge im Bauch. Er war ganz in seinem Element und erpicht darauf, der Sache auf den Grund zu gehen.

„In Ordnung, und was haben wir jetzt?“ fragte Scully, während sie die Beifahrertür ins Schloß zog.

„Vielleicht genug, um den Mörder zu identifizieren“, antwortete Mulder ausdruckslos.

„Wie bitte?“

„Er war letzte Nacht hier. Vermutlich war er auch am siebzehnten und einundzwanzigsten März hier.“

Scully begann, sich auf Mulders Argumentation einzulassen. „Das sind die Tage, an denen Margaret Wysnecki und Patrick Newirth verschwunden sind.“

„Genau. Damit haben wir von drei Tagen die Bänder der Überwachungskameras im Bahnhof. Wir müssen sie nur noch vergleichen, dann finden wir den Kerl.“

„Vorausgesetzt, wir suchen nach einem Kerl“, kommentierte Scully.

Mulder lächelte. Von Scully für eine leicht chauvinistische Annahme getadelt zu werden, amüsierte ihn. „Auf jeden Fall sind die Überwachungskameras unsere einzigen Zeugen“, schloß er.

Oberhalb der Gleise des Bahnhofs lagen etliche Sicherheitsbüros. Außer einer langen Reihe Monitore an der Wand und einem Tisch davor, gab es in dem kleinen Videoraum, den die Agenten aufgesucht hatten, kaum etwas zu sehen.

Unwillkürlich starnte Mulder die Lampenhalterung hinter dem uniformierten Wachmann an, in der eine nackte Glühbirne ein strahlendhelles Licht verbreitete. Der Wachmann trug einen Dienstausweis mit Photographie, auf dem der Name *BOLEN* zu lesen war. Er war freundlich, ohne jedoch daran interessiert zu sein, warum Mulder und Scully die Bänder sehen wollten.

Er betätigte den Lichtschalter, und es wurde dunkel im Zimmer, nur durch die mit Vorhängen verhangenen Fenster drang ein schwacher Lichtschein herein. Voller Unruhe

wandte sich Mulder dem Monitor auf der linken Seite zu. Zum wiederholten Male hatte er das unbestimmte Gefühl, daß das harte Licht und die schattenhafte Dunkelheit in diesem Fall von ausschlaggebender Bedeutung waren.

Das Videobild flimmerte an den Rändern. Es zeigte eine Weitwinkelaufnahme der Gleise - einen Betonsteg, auf dem sich die Reisenden neben einem wartenden Zug drängelten. Nach wenigen Augenblicken waren die Abreisewilligen eingestiegen, während die anderen zum Hauptausgang hetzten. Der Zeitangabe auf dem Band zufolge blieb noch eine Viertelstunde bis Mitternacht.

Mulder verzog das Gesicht. „Nichts.“

„Das ist das Band von den Gleisen“, erläuterte der Wachmann gelangweilt.

„Sehen wir uns den Film von der Bahnhofshalle noch einmal an“, schlug Mulder vor. Der Wachmann nickte und durchsuchte den Stapel Videobänder vor seiner Nase.

Scully seufzte und lehnte sich müde an das Bedienpult der Videoanlage. „Noch einmal?“

„Er muß mindestens auf einem dieser Bänder zu sehen sein“, beharrte Mulder, wobei er das Standbild auf dem Monitor verbissen anstarnte. Das Aufblinken von Datum und Zeit in der Ecke des Monitors war zum Verrücktwerden. Auf dem Bild erzeugten die hellen Halogenleuchten über den Gleisen Lichtfinger auf dem Boden, und die Stützpfeiler, die Reisenden und die Gepäckstapel warfen lange harte Schatten.

„Er hat aber vermutlich kein Hinweisschild getragen“, murkte Scully.

Der Wachmann legte ein anderes Band in das Abspielgerät und spulte es zu der gewünschten Tageszeit vor.

Das Bild flackerte auf und zeigte nun die gleichmäßig ausgeleuchtete Bahnhofshalle.

„Da haben Sie es“, sagte der Wachmann mit einem unterdrückten Gähnen und kratzte sich am Ohr.

Mulder und Scully betrachteten die Aufnahme einige Minuten lang, ohne etwas zu entdecken, was ihnen beim ersten Mal entgangen wäre. Es war eine ganz gewöhnliche Überwachungsaufnahme. Fahrgäste kamen und gingen, ein Blumenverkäufer schloß sein Geschäft und winkte einem vorbeigehenden Hausmeister zu. Die Bänke waren leer bis auf einige obdachlose Männer und eine Frau, die sich vor der Kälte der Märznacht in das Gebäude geflüchtet hatten.

Einer der Männer zog sich die Baseballkappe über die Augen und rutschte tiefer in den alten Schuhputzerstuhl. Die alte Frau ganz in der Nähe nuschelte gestikulierend vor sich hin. Auf der Bank, die der Kamera am nächsten stand, saß ein Mann mit dunklem, lockigem Haar und einer zerknitterten Jacke. Langsam erhob er sich, drehte sich um die eigene Achse und starrte zu Boden. Nachdem er sich einmal im Kreis gedreht hatte, ließ er sich wieder auf die Bank sinken. Ein anderer Mann mit einem abgewetzten Regenmantel, der über den Boden schleifte, stand auf und schlurfte zum Verkaufsautomaten hinüber.

Mulder konzentrierte sich auf den Mann mit den lockigen Haaren. Irgend etwas an seinem Auftreten und seiner Erscheinung kam ihm auffällig vor. Er deutete auf den Bildschirm. „Dieser Kerl da. Sehen Sie ihn? Er sitzt immer da.“

Mit zusammengekniffenen Lidern betrachtete Scully den Mann, der vornübergebeugt auf der Bank saß. Sie hatte ihn ganz selbstverständlich für einen Landstreicher

gehalten. Seine Kleider waren abgetragen, und er sah aus, als hätte er seit Wochen kein Bad mehr genommen. Sie warf Mulder einen fragenden Blick zu.

„In fast jedem Band!“ bekraftigte Mulder. „Sehen Sie mal, was er da tut.“

Der Mann erhob sich mit gesenktem Kopf von der Bank. Ohne auch nur ein einziges Mal den Blick zu heben, drehte er sich erneut im Kreis und starrte zu Boden. Dann setzte er sich wieder.

Scully bedachte Mulder mit einem finsternen Blick. „Was? Den Fußboden anschauen?“

„Richtig.“ Mulder fixierte den Monitor und trommelte mit den Fingern einen nervösen Rhythmus auf die Tischplatte. „Aber warum tut er das? Warum?“

Scullys Augenbrauen wanderten nach oben. „Vermutlich aus demselben Grund, aus dem er den ganzen Tag auf dem Bahnhof verbringt.“

Mulder wandte sich an den Wachmann. „Können Sie das Bild anhalten und um zweihundert Prozent vergrößern?“

Bolen nickte und verkniff sich ein weiteres Gähnen. Mit einem Tastendruck stoppte er das Band. Dann gab er die Zahl „200“ ein und betätigte die Vergrößerungstaste. Das Standbild des Mannes dehnte sich zu mehrfacher Größe aus.

„Können Sie ihn neu justieren und noch weiter vergrößern? Da ist etwas an seiner Jacke, was ich sehen möchte.“

Während der Wachmann Mulders Bitte nachkam, warf Scully ihrem Partner einen ungeduldigen Blick zu. Erneut betrachtete sie das Bild auf dem Monitor. Was sah Mulder

in diesem Mann, was ihr nicht auffiel? Für sie war er einer der vielen anderen Obdachlosen dieser Stadt. So wie der, der hinter ihm auf einer anderen Bank hockte. Oder wie der, der im Hintergrund zu dem Verkaufsautomaten schlurfte. Oder wie der Mann, den sie gestern direkt vor einen herannahenden Zug gejagt hatten.

Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf, und sie beugte sich vor, um den Mann eingehender zu mustern. „Mulder, könnte das der Kerl sein, den wir bei Lamberts Wohnung gesehen haben?“

Überrascht betrachtete auch Mulder den Mann noch einmal genauer. Schließlich schüttelte er den Kopf. „Ich weiß es nicht. Es war zu dunkel, und er war zu weit entfernt.“

Der Wachmann hatte inzwischen die Gestalt des Mannes zentriert und vergrößerte das Bild nun noch einmal.

Während Scully mit erlahmendem Interesse auf das Gesicht des Mannes stierte, konzentrierte sich Mulder auf einen tiefer gelegenen Punkt. War das ein Dienstausweis dort an der Tasche? Stand da vielleicht sein Name? Mulder deutete auf den Bildschirm, um den anderen seine Entdeckung zu zeigen. „Da, sehen Sie.“ Bolen seufzte, doch dann korrigierte er bereitwillig den Bildausschnitt und vergrößerte die Darstellung noch einmal.

Auf der Brusttasche der schmuddeligen Windjacke wurde ein Emblem erkennbar, ein kreisförmiges Abzeichen, in dem das klassische Symbol für den Aufbau von Atomen zu sehen war. Und unter dem Abzeichen stand ein Name.

Mulder lehnte sich vor, bis seine Nase beinah die Scheibe des Monitors berührte, und folgte den Buchstaben mit dem Finger. Enttäuscht erkannte er, daß es sich nicht um den Namen des Mannes, sondern um die Bezeichnung

eines Unternehmens handelte. "Polarity Magnetics, Inc." buchstabierte er.

Mulder spürte, wie Scully überrascht aufmerkte. Er wandte sich um und begegnete ihrem aufgeregten Blick. „Das ist die Firma, in der Gail Lambert gearbeitet hat“, erklärte sie.

Bingo! Ein elektrisierendes Gefühl der Befriedigung durchzuckte sie, und sie grinsten einander erfreut an, während Bolen zum wiederholten Male herzzerreißend gähnte. Endlich - die erste heiße Spur in diesem Fall! Das konnte kein Zufall sein: Der Mann auf dem Videoband mußte etwas mit dieser Sache zu tun haben. Mörder, Opfer oder Zeuge? Mulder fühlte Jagdfieber in sich aufsteigen, während er den Verdächtigen auf dem Monitor anstarre wie das berühmte Licht in der Dunkelheit.

7

Das Gebäude von Polarity Magnetics war ein nur wenig imposanter himmelblauer Kasten mit getönten Fensterscheiben, in denen sich der tristgraue Himmel widerspiegelte. Das Firmenzeichen auf dem Betonboden des ausgedehnten Hofes stellte ein Atom mit den zugehörigen Elektronenbewegungen dar. Es sollte ein Symbol für ein aufstrebendes Technologieunternehmen sein, doch die beiden einsamen Fahrzeuge auf dem Parkplatz und die leeren Gehwege sprachen eine andere Sprache.

Die beiden FBI-Agenten stiegen aus ihrem Wagen und betrachteten die spärliche Pflanzung junger Bäume vor dem Gebäude. Seit sie diesen ersten Durchbruch erzielt hatten, fühlte Scully ein Aufkeimen neuer Hoffnung, das ihr wie die zarten Blätter an diesen schlanken Ästen vorkam. Erst hatte sie Kelly bereits vom Bahnhof aus anrufen wollen, doch dann hatte sie beschlossen zu warten, bis sie mehr wußten. Gemeinsam mit Mulder ging sie den Weg vom Besucherparkplatz zu den getönten Eingangstüren hinüber.

Während Scully durch die Scheiben blinzelte, betätigte Mulder die Türklingel. „Sieht aus, als wäre die Firma geschlossen worden“, bemerkte sie - doch dann sprang sie ruckartig zurück, als plötzlich direkt vor ihr ein verschreckt dreinblickendes Gesicht auftauchte.

Die Tür wurde geöffnet. Ein bebrillter Mann betrachtete sie mißtrauisch. „Ja?“

„Wir sind Agent Mulder und Agent Scully vom FBI.“ Scully zückte ihren Dienstausweis. „Wir suchen eine Person, die hier gearbeitet haben könnte.“ Sie überreichte dem Mann eine Fotokopie des ausgedruckten Standbildes, das den Verdächtigen vom Bahnhof zeigte. Scully, der noch immer der Schreck über das plötzliche Auftauchen des Mannes in den Knochen steckte, betrachtete ihr Gegenüber aufmerksam. Der Mann erwiderete ihren Blick mit einem eulenhaften Zwinkern, ehe er sich dem Bild widmete.

Dann versteifte er sich, die Augen starr auf die Fotokopie gerichtet. „Ich bin Christopher Davey“, murmelte er geistesabwesend, wobei er sich noch immer auf das Bild konzentrierte. „Dr. Christopher Davey.“ Er schürzte die Lippen. „Wann wurde das aufgenommen?“ fragte er dann unvermittelt.

„Am zweiundzwanzigsten März“, entgegnete Mulder mit drängender Stimme. „Kennen Sie den Mann?“

Davey betrachtete das Bild noch immer mit gerunzelter Stirn. Mulders zunehmende Unruhe schien er nicht zu bemerken. „Sicher. Ich kenne ihn. Dr. Chester Banton. Er war mein Geschäftspartner.“

Alarmiert horchte Scully auf. Sie warf Mulder einen Seitenblick zu und erkannte, daß er ihre Gedanken teilte. „Sie meinen, er ist nicht mehr hier?“ fragte sie düster.

Davey schüttelte den Kopf und musterte die FBI-Agenten abschätzend. „Das ist das erste, was ich seit fast fünf Wochen von ihm zu sehen bekomme. Ich hatte mich schon gefragt, ob er tot ist.“

„Wieso das?“ erkundigte sich Mulder verwirrt.

Mit einem leisen Seufzer kratzte sich Davey am Kinn.

„Chester war hier vor einiger Zeit in einen schrecklichen Unfall verwickelt.“

Unfall? Die beiden Agenten tauschten vielsagende Blicke aus. Möglicherweise gab es doch eine wissenschaftliche Erklärung für die Berichte über das blaue Licht und die verkohlten Überreste. Davey zögerte, als überlege er, wieviel er den beiden Bundesbeamten erzählen sollte. Dann gab er sich einen Ruck. „Kommen Sie mit.“

Scully folgte ihm auf dem Fuß. „Dr. Davey - kannten Sie Gail Lambert?“

Wieder zögerte er, doch dann lief er schnellen Schrittes den Korridor hinunter. Scully versuchte, seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, doch er hielt das Gesicht von den beiden Agenten abgewandt, während er sie durch den Gang führte. „Kaum. Fast überhaupt nicht“, erwiderte er schließlich, ohne eine Pause zwischen den einzelnen Worten. „Sie hatte mehr mit Chester zu tun als mit mir. Warum fragen Sie?“

„Ist sie zur selben Zeit verschwunden wie Dr. Banton?“ wollte Mulder wissen, wobei er sich fragte, warum Davey sich so ausdrücklich von Gail Lambert distanzierte. War die Polizei bei der Befragung zu grob mit ihm umgegangen? Vielleicht hatte ihn Detective Kelly durch eine allzu eingehende Befragung verärgert oder aber es gab versicherungstechnische Probleme. Schließlich war Gail Lambert auf dem Angestelltenparkplatz von Polarity Magnetics gestorben. Oder sollte Davey letzten Endes etwas zu verbergen haben? Wußte er etwas über ihren Tod?

„Könnte etwa die gleiche Zeit gewesen sein“, haspelte Davey mit verkniffener Miene. „Aber ich kann Ihnen versichern, daß es da keinen Zusammenhang gibt. Sie war

Diabetikerin, und Sie wissen ja, was passieren kann, wenn ein Diabetiker sein Insulin nicht bekommt. Möglicherweise hat sie die Orientierung verloren und ist einfach davongelaufen. Ich bin überzeugt, daß sie bald gefunden werden wird.“

Mulder beschleunigte seine Schritte, bis er Davey eingeholt hatte. Zwar hatte der Doktor mit seinen Worten durchaus recht, doch er schien diese Theorie ebensowenig zu glauben wie Mulder. Scully folgte den beiden Männern. Unterwegs blickte sie in die einzelnen Räume hinein, um ein Gefühl für diesen Ort zu bekommen. Deckenlampen, die in regelmäßigen Abständen angebracht waren, leuchteten den sterilen Korridor in Verbindung mit dem Sonnenlicht, das durch die geöffneten Türen hereinfiel, gleichmäßig aus. Die meisten offenen Türen führten in Laborräume. Scully sah Laborausstattungen, Computerausdrucke und flimmernde Monitore. Die anderen Türen führten in nicht näher gekennzeichnete Büroräume, die teilweise ordentlich, teilweise schlampig und teilweise einfach leer waren.

Davey bemerkte Scullys Neugier und verlangsamte seinen Schritt. Ganz plötzlich verfiel er in die Rolle eines Marketingspezialisten. Scully verzog das Gesicht. Zwar war sie eine Regierungsangestellte, doch sie bezweifelte, daß das FBI jemals bereit wäre, auf ihre Empfehlung hin eine technische Ausrüstung anzuschaffen, die dem neuesten Stand der Technik entsprach. Gerade wollte sie Daveys Redefluß unterbrechen, als ihr auffiel, daß er sich seit ihrer Ankunft zum ersten Mal entspannte. Vielleicht würde er nun etwas gesprächiger werden.

„Polarity Magnetics beschäftigt...“ Doktor Davey

stockte kurz und korrigierte sich. „...oder besser: beschäftigte sich mit zwei Arten von Forschung. Hauptsächlich arbeiten wir an der Magnetlevitation - Hochgeschwindigkeitsbahnen, Magnetschweebahnen... möchten Sie ein Modell sehen?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er in eines der Labore, wobei er nachlässig über einen Gummistreifen auf der Schwelle hinwegstieg, und schaltete das Licht an. Mulder warf Scully einen ungeduldigen Blick zu, doch Scully zuckte nur die Schultern. Wer konnte wissen, ob sie nicht hier die Antworten auf ihre Fragen finden würden.

Im Inneren des Laborraums war Davey damit beschäftigt, Generatoren, Überwachungsgeräte und Prozessoren in Gang zu bringen. Gleich darauf setzte sich eine Miniatschweebahn einige Zentimeter unterhalb der Decke in Bewegung und legte sich mit einem Rasseln in die Kurve. Schnell und immer schneller drehte sie ihre Runden, bis sie mit den Augen kaum noch zu verfolgen war. Scully trat weiter in den Raum hinein und fühlte den heißen Luftzug, der von dem vorbeirasenden Zug ausströmte. Davey drückte auf eine Taste, und ein Miniaturaufzug glitt schnell und gleichmäßig die Wand herab. Eine weitere Taste ließ ein Kampfflugzeug aus einer Magnetschiene hervorschießen und an die gepolsterte Wand gegenüber prallen. Mit großen Augen betrachteten Scully und Mulder das Flugzeug, das sich mit rauchendem Rumpf in das Polster gebohrt hatte.

„Ich habe Videoaufnahmen von Modellen in Originalgröße und von Verkaufspräsentationen. Außerdem kann ich Ihnen ein Demoband von einem Bootskatapult zeigen, von dem wir dachten, daß die Küstenwache daran interessiert sein könnte.“

Daveys Finger schwebte bereits über einer Videosammlung, während er die beiden FBI-Agenten hoffnungsvoll anblickte.

„Wir danken Ihnen für den Rundgang, Dr. Davey“, wehrte Scully lächelnd ab. Sie mußte die Stimme heben, um sich gegen den Lärm der hin - und herflitzenden Modelle durchzusetzen. „Waren das die Projekte, an denen Dr. Banton gearbeitet hat?“

Daveys Schultern sackten sichtlich herab. Die Anspannung, die schon zuvor bei der Erwähnung dieses Namens in seiner Stimme gelegen hatte, kehrte zurück. „Diese Projekte habe hauptsächlich ich betreut, Chester hat an der Vorbereitung und an einigen der Simulationen mitgearbeitet, aber dann hat er das Interesse daran verloren. Für ihn war das lediglich eine Methode, die Rechnungen zu bezahlen. Er hat sich mehr für den ganzen theoretischen Kram interessiert.“

„Welche Art theoretischer Forschung hat er denn betrieben?“ wollte Mulder wissen.

„Er hat sich mit dunkler Materie beschäftigt“, antwortete Davey widerstrebend. Er schaltete die Stromschiene ab, und die Magnetschwebebahn begann zu zittern, ehe sie mit einem leisen Knirschen stehenblieb. Schwankend hing sie in ihrer Verankerung, „Chester war besessen von den Quantenpartikeln, Neutrinos, Gluonen, Mesonen, Quarks, wissen Sie. Solches Zeug eben.“

Scully nickte. Ihre wissenschaftliche Neugier war erwacht. „Subatomare Partikel.“

Davey rückte seine Brille zurecht. „Die Mysterien des Universums. Die Bausteine der Realität.“

„Nur, daß niemand weiß, ob sie wirklich existieren“, erinnerte ihn Scully.

Davey setzte zu einer Entgegnung an, doch dann zuckte er nur die Schultern und verließ das Labor. Er führte sie zu einer Tür nahe dem Ende des Gangs, an der ein großes Schild angebracht war: *BESCHLEUNIGER KONTROLLRAUM*. Mit bebenden Fingern wühlte Davey in seinen Taschen nach einem Schlüsselring. Mulder beobachtete ihn voller Ungeduld, während Scully sich fragte, wie lange es noch dauern würde, bis der Mann die Nerven verlor.

,Chester war davon überzeugt, daß sie existieren“, murmelte Davey atemlos. Scully musterte ihn besorgt von der Seite, doch er blickte nur auf den Schlüsselbund.

,Er war sich so sicher, daß er sein Leben darauf verwettet hätte...“

Davey schob einen Schlüssel in das Schloß und öffnete die Tür. Der ganze Raum pulsierte unter dem Einfluß einer unsichtbaren Energiequelle. Die beiden Agenten folgten Davey auf die Rückseite des Labors, das so sehr mit allerlei Ausrüstungsgegenständen vollgestopft war, daß sie sich seitwärts daran vorbeischieben mußten. Das Licht über dem Labortisch fiel auf eine Tür in der rückwärtigen Wand - von dort reflektierte es schwingend zurück und ließ Scullys Augen schmerzen. In diesem Augenblick erkannte sie, daß das energetische Summen aus dem Raum hinter der Tür kommen mußte. Davey blieb vor der Tür stehen, während Mulder sich die Schläfen rieb, als hätte er Kopfschmerzen. Die Agenten näherten sich der Rückwand nur vorsichtig.

Ein Bullauge war in die Tür eingelassen worden, die über einen komplizierten Schließmechanismus verfügte, der Scully an die Luken der Apollo Mondlandefähre erinnerte. Angestrengt starre sie durch das ungleichmäßige

Glas und erkannte einen kompakten grauen Stuhl, sterile weiße Wände und einen Computer-Arbeitsplatz. Davey bezeichnete das Zimmer als den „Zielraum“.

„Hier ist es passiert“, berichtete Davey seufzend. „Chester hat daran gearbeitet, ein neues Teilchen zu isolieren. Damit hat er sich bereits seit einem Jahr beschäftigt.“

„Ist das ein Teilchenbeschleuniger?“ Scully war sichtlich beeindruckt. Außerhalb von regierungseigenen Laboren oder kapitalkräftigen Universitäten hatte sie ein solches Gerät noch nie gesehen.

Davey nickte. „Von Chester selbst entworfen. Er leistet auf einem Bruchteil der Fläche immerhin ein Fünftel dessen, was die großen Beschleuniger zustandebringen.“

Scully blinzelte verwirrt. Wie war das möglich? Dafür mußte dieser Chester ein großes Genie sein, größer als alle, von denen sie jemals gelesen hatte. Die klügsten Köpfe aus den Vereinigten Staaten und Europa hatten es bisher nicht fertiggebracht, einen so kleinen Teilchenbeschleuniger zu konstruieren.

„Wie wird er angetrieben?“ Mulder vibirierte förmlich unter dem kraftvollen energetischen Summen im Raum.

„Mit ein paar Milliarden Megawatt“, erwiderte Davey mit einem kläglichen Gesichtsausdruck. „Virginia Power liebt uns.“

Er ließ sich auf einem Stuhl nieder und fummelte ruhelos an dem Kabel eines Spektralanalysators herum. „Zu Chesters Arbeit gehörte es, Betapartikel auf ein Alphaziel zu schießen. Negativ gegen Positiv, Chester hatte alles vorbereitet und bereits mit dem Countdown begonnen, als er bemerkte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Etwas im Zielraum mußte rejustiert werden.“

Davey deutete auf einen Videomonitor, der ein leicht flimmerndes Bild des Zielraums zeigte.

„Man kann den Countdown nicht einfach stoppen, wenn er einmal angefangen hat. Aber Chester wollte das Experiment nicht abbrechen. Wie schon gesagt, kostet es Unmengen an Energie, den Beschleuniger zu betreiben, und es war noch genug Zeit, um die Veränderungen vorzunehmen. Ich hatte den Kontrollraum für einen Moment verlassen, als Chester beschloß, in die Kammer zu gehen. Er hat es erst bemerkt, als es schon zu spät war... die Tür war hinter ihm zugefallen.“

Scully blickte Mulder in die Augen, und sie wußte, daß sie beide an den sonderbaren zerzausten Mann dachten, der auf der Bank im Bahnhof gesessen hatte. Welche Angst mußte er empfunden haben, als die Luke hinter ihm ins Schloß krachte? Hatte er verzweifelt versucht, die schwere Tür aus den Angeln zu heben? War er sich der unfehlbaren Schließvorrichtung nicht mit unmenschlicher Klarheit bewußt gewesen? Hatte er auf den Tod gewartet, während eiskalte Angst durch seine Adern rann?

Davey stand mit dem Rücken zu ihnen und hing seinen eigenen düsteren Gedanken nach. Schließlich eilte er zur Tür des Zielraums, schob mit einer kraftvollen Bewegung die Verriegelung zurück und öffnete die dickwandige Sicherheitstür. Als sie sich gemeinsam mit Mulder dem kleinen Raum näherte, blieb Scully kurz vor der roten Warntafel stehen. Sie las: GEFAHR! SEHR HOHE SPANNUNGEN! WÄHREND DES AUFLUCHTENS DES WARNSIGNALS IST DAS BETRETEN VERBOTEN! Auch ohne dieses Warnsignal empfand Scully eine Mischung aus Respekt und Unbehagen.

Ohne die Verzerrungen durch das dickglasige Bullauge sah der schlichte Stuhl ebenso gewöhnlich aus wie der Computerarbeitsplatz. Im Inneren der Kammer war es fast vollkommen still. Die dicken Wände hielten einen Teil des Summens draußen, und die Tür schirmte das unangenehme Licht ab, das durch den Vorraum tanzte. Plötzlich blieb Mulder wie vom Donner gerührt stehen, und Scully mußte über seine Schulter blicken, um festzustellen, was ihn so überrascht hatte.

Gegenüber der Tür hatte sich die große Silhouette eines Menschen in Wand und Boden gefressen.

„Sehen Sie sich das an, Scully“, sagte Mulder leise. Sie ging an ihm vorbei und betrachtete den flachen menschlichen Umriß. Er wirkte beinahe so surreal wie ein Gemälde von Picasso, doch es war kein Gemälde. Es war schwarze Asche und nichts anderes. Sie trat ein Stück näher an die Wand heran.

„Soweit ich das beurteilen kann, hat sich Chesters Schatten in die Wand eingebrannt“, kommentierte Davey mit schmerzverzerrter Stimme von der Tür aus.

„Wie konnte er das überleben?“ Scullys Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken.

Davey hörte sie trotzdem. „Ich kann mir nur vorstellen, daß die dunkle Materie, die von dem Ziel abgewichen ist, keine eigentliche Masse hatte. Sie hat seinen Körper einfach durchdrungen.“

„So wie Röntgenstrahlen“, folgerte Mulder aufrichtig verwundert.

Davey schnaubte. „Zwei-Milliarden-Megawatt-Röntgenstrahlen.“ Er blickte zur Überwachungskamera in der Ecke hinüber. Sein Gesicht war voller Sorge, während er sich an

den Unfall erinnerte. „Als ich draußen auf den Monitor sah und erkannte, was da vorging - daß Chester hier drin gefangen war - geriet ich in Panik. Ich schaltete den Strom ab, doch es war schon zu spät. Ich erinnere mich, aufgesehen und Chester beobachtet zu haben. Er war vollkommen ruhig ...fast, als wolle er, daß es geschieht. Als könnte er endlich die dunkle Materie, die er theoretisch erforscht hatte, auf eine physische Art erfahren. Als könnte die Wahrheit auf diese Weise in ihn hineinfahren.“ Die Fremdartigkeit seiner eigenen Worte schien Davey mit der Wucht einer düsteren Prophezeiung zu treffen. Er senkte den Kopf und murmelte erstickt: „Entschuldigen Sie mich“, ehe er den Raum verließ.

„Was meinen Sie?“ fragte Mulder seine Partnerin. Seine Stimme war rauh wie Sandpapier.

Sie hockte sich dicht neben den verkohlten Schattenriß an der Wand. Beinahe fürchtete sie sich, in Mulders Augen zu sehen und in ihnen das grimmige Mitgefühl zu erblicken, das sie beide für Dr. Chester Banton empfanden. Sie suchte Zuflucht in dem physikalischen Beweis direkt vor sich. „Das ist das gleiche Material wie das, was an den einzelnen Tatorten gefunden worden ist. Womöglich haben wir es doch mit einer Art spontaner menschlicher Selbstentzündung zu tun.“ Nicht nur Mulder war über diese Äußerung überrascht, auch Scully konnte kaum glauben, was sie da gesagt hatte.

Mulder schüttelte den Kopf. „Davon bin ich jetzt weniger denn je überzeugt, Scully.“

Sie seufzte verärgert auf. Offenbar kamen sie bei diesem Fall niemals auf einen gemeinsamen Nenner. „Was denken Sie denn, worum es sich handelt?“

In der Ecke des Raumes, hoch über ihren Köpfen, blinkte ein rotes Licht an der Kamera auf. Langsam fuhr das Objektiv herab, bis es direkt auf Scully ausgerichtet war, doch keiner der beiden Agenten bemerkte die Bewegung ...

Mulder hob die Schultern. „Ich weiß nicht, was es ist, aber es hat irgendwie mit Dr. Chester Banton zu tun. Vielleicht ist es sogar ein Teil von ihm.“

Scully sah zur Tür. Plötzlich fühlte sie sich äußerst unwohl - es war, als würden sie heimlich beobachtet werden. „Nun, was immer es ist... wir müssen ihn finden.“ Sie ging zu dem Computerarbeitsplatz hinüber und versuchte, das unbehagliche Gefühl abzuschütteln. Die Kamera über ihrem Kopf schwenkte herum und folgte ihr.

Mulder gesellte sich zu ihr. Keinem von ihnen fiel das rote Licht der Kamera auf, das sich im dunklen Monitor des Computers widerspiegelte. „Es gibt nur einen Ort, an dem wir mit der Suche anfangen können“, befand er.

Scully schaute ihn verwirrt an, doch dann wußte auch sie, wovon er sprach. Sie erhob sich und wischte energisch den Staub von den Händen. Zusammen verließen sie den beklemmenden Raum und machten sich auf dem Weg zu ihrem gemeinsamen Ziel.

Die Kamera erstarrte in Richtung der entschwindenden Agenten. Das rote Licht blinkte nutzlos vor sich hin.

8

Als Mulder und Scully den Bahnhof erreichten, war es bereits dunkel. Sie hetzten hinein und trennten sich dann, um die ganze Station gründlich zu durchsuchen: Mulder begab sich in die Bahnhofshalle, während sich Scully die Gleise und den Hinterausgang vornahm.

Mulder überprüfte jeden Winkel, einschließlich der Herrentoilette, ehe er wieder zu den Bänken zurückkehrte, bei denen Banton auf den Überwachungsbändern zu sehen gewesen war. Er setzte sich genau an die Stelle, die Banton bevorzugt hatte, und stierte unentwegt auf den Boden, um Bantons Handlungsweise nachzuahmen.

Wenige Minuten später kam Scully zu ihm und verglich ihre Uhr mit der Bahnhofsuhr an der Wand. Mulder sah nicht auf, obwohl sie ihn sacht an der Schulter berührte.

„Keine Spur von ihm, Mulder. Vielleicht ist er weitergezogen.“ Als Mulder sie weiterhin ignorierte, runzelte sie die Stirn. „Was sehen Sie sich da an?“ fragte sie neugierig.

„Auf dem Videoband starrt Dr. Banton den Boden an.“ Mulder erhob sich, ohne den Blick vom Boden abzuwenden. „Ich versuche herauszufinden, was er dort gesehen hat.“

„Vielleicht hat der Unfall sein Gehirn in Mitleidenschaft gezogen“, schlug sie vor. „Wiederholtes unsinniges Benehmen ist eine klassische Verhaltensweise mental gestörter Menschen.“

Doch Mulder war nicht überzeugt. Er starre an die Decke und wieder auf den Boden und noch einmal an die Decke.

„Ich habe Detective Ryan angerufen“, setzte Scully hinzu.
„Sie vergleicht die Fingerabdrücke auf den Glühbirnen mit denen von Dr. Banton.“

„Hmmm.“ Mulder konzentrierte sich wieder auf den abgenutzten Boden. „Haben Sie ihr von Dr. Bantons Unfall erzählt?“

Scully schüttelte den Kopf. „Ich habe ihr nur gesagt, daß er ein möglicher Verdächtiger wäre. Ich sagte ihr, daß es noch zu früh wäre, um sich allzu große Hoffnungen zu machen - es gibt immer noch zu viele unbeantwortete Fragen.“

„Welche?“ fragte Mulder, ohne aufzugucken.

„Die Frage nach dem Motiv. Die Frage nach der Mordwaffe. Die Frage nach der Todesursache.“

Nun schaute Mulder auf und sah Scully direkt in die Augen. Dann senkte er den Blick erneut und starrte weiter auf den Boden.

„Sehen Sie mal, Scully. Hier gibt es gar keine Schatten.“

„Wie meinen Sie das?“

Mulder stand auf und hielt seinen Arm parallel zum Boden, doch auf dem schmutzigen Linoleum zeigte sich kein Schatten. „Das Licht hier - es ist indirektes Licht. Diffuses Licht. Vielleicht ist es das, wonach Dr. Banton sucht.“

Scully legte den Kopf schief. „Er sucht seinen Schatten?“

Mulder bewegte seine Hand vor und zurück, doch noch immer spiegelte kein Schatten seine Bewegungen wider. „Er sucht ihn“, schloß er gedankenverloren, „oder... er versucht ihn loszuwerden.“

In diesem Augenblick sah er ihn. Ein ungepflegter

Mann, der kaum von den Obdachlosen zu unterscheiden war, die überall in den Ecken herumlungerten. Trotzdem war er irgendwie anders. Und er trug eine Jacke von Polarity Magnetics.

Mulder berührte Scully vorsichtig am Ellbogen, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen. Sie folgte seiner Blickrichtung und erkannte Banton ebenfalls, doch wie Mulder war sie erfahren genug, um sich nicht zu rühren und den Verdächtigen nicht zu erschrecken. Trotz allem, was sie inzwischen wußten, waren sie doch noch immer mit einer unbekannten Gefahr konfrontiert.

„Dr. Banton?“ sagte Mulder ruhig.

Beim Klang seines Namens fuhr Chester Banton zusammen. Er war ein in die Enge getriebenes Tier, und wie ein verstörtes Tier versuchte auch er zu fliehen.

Er wirbelte herum und rannte, so schnell er konnte, zum nächstgelegenen Ausgang. An seinen Bewegungen erkannten Scully und Mulder sofort, daß er derselbe Mann war, den sie in der Nähe von Gail Lamberts Appartement verfolgt hatten. Sie hefteten sich an seine Fersen - wohlwissend, daß er und nur er das Geheimnis dieses Falls lüften konnte.

Banton hatte keine Ahnung, wer diese Leute waren, aber er erinnerte sich, daß sie schon einmal hinter ihm her gewesen waren - und dieses Mal hatten sie ihn beim Namen gerufen. Er hätte gern gewußt, ob sie zur Polizei oder zur Regierung gehörten, aber er würde sich sicher nicht die Zeit nehmen, das herauszufinden. Jenseits der Tür fand er sich auf den ruhigen nächtlichen Gleisen wieder, auf denen ein Zug neben dem anderen auf die mor-

gendlichen Fahrgäste wartete. Seine Verfolger waren direkt hinter ihm. Für den Bruchteil einer Sekunde sah er sich um, doch dieser eine Blick genügte ihm. Nun wußte er, daß diese Leute tatsächlich so gefährlich waren, wie er angenommen hatte: Sie hielten beide eine Waffe in der Hand.

Er beschleunigte seine Schritte, bog scharf links um die Ecke - und wäre beinah gegen einen der stehenden Züge geprallt. Schnell fand er eine offene Tür und kletterte in den Waggon. Auf der anderen Seite verließ er ihn wieder und sprang auf die angrenzende Plattform. Mit einem halben Dutzend Zügen und Gleisen war der Bahnhof groß genug, damit er seine Verfolger abschütteln konnte... wenn er den richtigen Weg wählte und schnell genug war. Doch noch während er über die Plattform rannte, hörte er das verräterische Geräusch hastender Füße. Der Mann, der ihn verfolgte, hatte einen Wagen weiter vorn ebenfalls den Zug durchquert und kam ihm nun entgegen.

„Bleiben Sie sofort stehen!“ brüllte der Mann mit erhobener Waffe; doch Banton hatte nicht die Absicht stehenzubleiben. Er machte auf dem Absatz kehrt und stürzte in die Gegenrichtung davon - jedoch nur um im nächsten Augenblick die rothaarige Frau vor sich zu sehen, deren Waffe auf seine Brust gerichtet war. Für Banton war dies eine grauenhafte Wiederholung der vorangegangenen Nacht, in der die beiden unglücklichen Polizisten in der dunklen Gasse hinter dem Bahnhof ein plötzliches Ende gefunden hatten. Er war sicher, daß diese beiden das gleiche Schicksal erleiden würden. Und dann würden zwei weitere Tote auf seinem Gewissen lasten.

„Dr. Banton!“ rief der Mann noch einmal. „Laufen Sie

nicht weg.“ Banton schnappte nach Luft und blieb breitbeinig stehen. Er saß in der Falle.

„Bitte, lassen Sie mich einfach in Ruhe“, keuchte er mit erhobenen Händen, doch seine Häscher kamen langsam und unerbittlich auf ihn zu. Er erkannte, daß eine einzelne Lampe seinen Schatten in Richtung der Frau warf, und wieder einmal war diese schwarze Fläche weitaus dunkler und bedrohlicher als ein natürlicher Schatten. Keiner der beiden Verfolger machte Anstalten, die Waffe herunterzunehmen.

„Wir sind FBI-Agenten, Dr. Banton“, erklärte der Mann.

Banton schüttelte den Kopf. „Das ist egal. Sie verstehen nicht, Sie machen einen großen Fehler. Sie müssen sich von mir fernhalten.“ Sie kamen näher. „Es wird sie töten!“ Bantons Stimme wurde schrill. „Es ist ihm egal, wer Sie sind!“ Der Mann blieb stehen, doch als Banton sich umwandte, sah er, daß die Frau noch immer auf ihn zukam. Ihre Schuhe waren nur noch Zentimeter von seinem pechschwarzen Schatten entfernt. Banton blieb wie angewurzelt stehen. Er wußte, daß es keinen Sinn hatte, sich zu bewegen. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis sich die Frau in einen häßlichen Neutronenfleck auf dem Zementboden der Plattform verwandeln würde.

BUHM!

Ein Schuß dröhnte über die Gleise, und das Licht über Bantons Kopf verlosch im gleichen Augenblick. Ohne die Lampe verschwand sein Schatten in der gnädigen Dunkelheit - nur einen Bruchteil, bevor die Frau die Stelle betrat, auf die er zuvor gefallen war. Banton wirbelte auf dem Absatz herum und starrte den Mann an, der mit sicherem

Bewegungen eine andere Lampe weiter hinten über der Plattform ausschoß. Als die Lichter ausgingen, wurde Banton von einer Welle der Erleichterung erfaßt. „Gott sei Dank!“ stöhnte er.

„Wir sind Agent Scully und Agent Mulder vom FBI“, sagte die Frau.

„Wir wollen Ihnen helfen“, fügte der Mann hinzu. Beide senkten ihre Waffen und kamen näher, und zum ersten Mal seit vielen Wochen sah Dr. Chester Banton, der geniale Wissenschaftler, ein mögliches Licht am Ende des langen, dunklen Tunnels. Und vielleicht würde dieses Licht keinen Schatten erzeugen. War es möglich, daß zwei Personen, die für die Regierung arbeiteten, tatsächlich auf seiner Seite standen? Sollte er endlich Menschen gefunden haben, denen er vertrauen konnte? Schon der bloße Gedanke daran entzog seinen Beinen alle Kraft, und er brach in die Knie.

Dann barg er das Gesicht in den Händen und ließ seine Tränen freien Lauf. Er weinte um die Menschen, die durch seine Schuld gestorben waren. Und er weinte um sein eigenes, sonderbares Schicksal als lebender Toter.

Die Yaloff-Psychiatrie-Klinik, die sich in Piedmont, Virginia, versteckte, war eine Hochsicherheitseinrichtung. Viele Gebäudeflügel der Anstalt waren für geisteskranke Kriminelle reserviert, deren irrsinnige Raserei von den kalten Betonwänden und Böden widerhallte. Dann gab es noch einen Flügel, der solchen Patienten vorbehalten war, deren geistige Gesundheit noch in Frage stand; eine psychiatrische Auffangstation, in der die Insassen auf ihren Gerichtstermin warteten. Später würde ein Richter nach psychologischen Gutachten entscheiden, ob ihre Störungen pathologisch waren und ob ihre Taten als kriminell oder als Folgen einer Geisteskrankheit eingestuft werden mußten, Chester Banton gehörte zu diesen armen Seelen. Mulder und Scully hatten ihn hierhergebracht, die Ehre für die Lösung des Falls jedoch Kelly Ryan überlassen, zumal die Polizei von Richmond immer noch keine Ahnung davon hatte, daß sich das FBI mit dem Fall befaßt hatte.

Die beiden Agenten standen vor der Stahltür von Bantons Zelle und blickten durch die kleine, auf der Innenseite verspiegelte Glasscheibe, Chester saß auf dem klinisch weiß bezogenen Bett, trug klinisch graue Kleidung und starre zu Boden, wie er es auch im Bahnhof getan hatte. Mulder fragte sich, welche Gedanken durch den Geist dieses gequälten Mannes wirbeln mochten, während er Stunde um Stunde, Tag für Tag seinen eigenen Schatten beobachtete. Er wandte sich an den neben ihm stehenden Psychiater,

der den Schlüssel zu dem Raum zwischen den Fingern hielt. „Ich dachte, Sie hätten Anweisung, den Patienten im Dunkeln zu halten“, sagte Mulder.

„Er besteht auf weichem Licht“, erklärte der Psychiater. „Nur dann will er uns hineinlassen.“ Mulder blickte erneut in den Raum und erkannte, daß das Licht der Leuchtstofflampe an der Decke mit einem behelfsmäßigen Filter abgelenkt wurde, so daß es im ganzen Raum keinen Schatten gab.

„Ein Quantenphysiker, der Angst vor der Dunkelheit hat“, murmelte Scully.

„Wollen Sie ihm das etwa zum Vorwurf machen?“ fragte Mulder streng. Der Psychiater schloß auf und legte den schweren Riegel zurück. Mit einem leisen Quietschen schwangen die mächtigen Angeln der Tür auf. Als sie eintraten, dreht sich Banton zu ihnen um, doch in seinen müden Augen zeigte sich keinerlei Gefühlsregung.

Mulder konnte nicht verhindern, daß er leicht zusammenzuckte, als der Psychiater wieder hinausging und die Tür hinter ihnen verschloß. Während von draußen der Riegel vorgelegt wurde, ertönte drinnen ein metallisches Echo, das an das Scheppern einer Begräbnisglocke erinnerte.

Ich war doch schon früher in solchen Räumen, dachte Mulder. Allein mit echten Psychopathen, sehr gefährlichen noch dazu. Warum bin ich dann jetzt so nervös? Doch im Grunde kannte er die Antwort bereits. Der Grund war, daß es in diesem Raum noch etwas anderes gab außer der Person Chester Banton. Da war noch etwas Dunkles, etwas Tödliches. Und auch, wenn es vom weichen Licht im Zaum gehalten werden konnte, so war es doch da und lauerte auf die nächste Chance, auf sein nächstes Opfer.

Scully zeigte keinerlei emotionale Reaktion. Sie bewahrte ihre kühle, professionelle Haltung und war offensichtlich nicht gewillt, sich ihre Urteilsfähigkeit von Spekulationen über „Schatten“ vernebeln zu lassen.

„Wir würden gerne von Ihnen erfahren, was mit diesen Menschen geschehen ist“, sagte Scully. Dann fügte sie hinzu: „Glauben Sie mir, Dr. Banton, mit uns zu sprechen wird weitaus angenehmer sein, als von der Polizei von Richmond vernommen zu werden.“

Banton zog die Brauen hoch und blickte die beiden Agenten ein wenig geringschätzig an. „Wie können Sie denn verstehen, was das bedeutet?“ fragte er müde. „Zu erleben, was ich erleben mußte?“

Mulder war versucht näherzutreten, überlegte es sich dann aber doch anders. „Wir werden uns bemühen, Sie zu verstehen.“

„Tag und Nacht auf einem Bahnhof zu leben wie ein Penner“, fuhr Banton fort. „Angst vor dem Einschlafen haben zu müssen wegen der Dinge, die währenddessen geschehen könnten ...“

„Der Unfall im Labor.“ Scully kam direkt zum Thema. „Der Quantenbeschuß. Denken Sie, daß er Sie körperlich verändert hat?“

Banton lachte spöttisch. „Ja... ja, so könnte man das nennen.“

Nun tastete sich Mulder doch ein wenig näher an ihn heran. „Können Sie uns erklären, wie?“

Als Mulder sich ihm näherte, stand Banton auf und schllich in eine Ecke des kleinen Zimmers.

„Selbst wenn ich das könnte“, erwiderte er kopfschüttelnd, „Sie würden es doch nicht verstehen.“

„Aber es hat etwas mit der dunklen Materie zu tun“, entgegnete Scully. „Ist das richtig?“

Banton drehte sich zu ihr um und richtete seinen brennenden Blick auf sie. „Es hat alles mit dunkler Materie zu tun“, preßte er hervor. Dann fing er sich wieder, und sein Blick war nicht mehr zornig, sondern flehentlich. Er flehte um Verständnis, flehte darum, daß ihm jemand Glauben schenken würde. „Mein Schatten“, wisperte er kaum hörbar, „ist nicht mehr... mein Schatten. Er ist wie ein schwarzes Loch. Er löst die Moleküle in ihre atomaren Bestandteile auf, reißt Elektronen aus ihrer Umlaufbahn; er reduziert die Materie auf ihre pure Energie.“

„Und so haben Sie Gail Anne Lambert getötet?“ fragte Scully eine Spur zu scharf.

Banton schüttelte den Kopf und streckte die Hände aus, als wolle er um Absolution bitten. „Das war nicht ich... das war ich nicht. Gail Anne war meine Kollegin; sie war eine Freundin. In der Nacht nach dem Unfall bin ich zu ihr gegangen. Ich stand nur neben ihrem Wagen und sah ihr zu, wie sie aussteigen wollte...“ Banton fixierte Mulder mit starrem Blick. „.... und dann - war sie weg. Sie war einfach weg.“ Ein trockenes Schluchzen entrang sich ihm.

Mulder kam einen Schritt näher, und Banton wich erneut vor ihm zurück, bis er in der hintersten Ecke kauerte. „Sie können das nicht kontrollieren, oder?“ fragte Mulder sanft.

„Glauben Sie im Ernst, ich würde zulassen, daß es Menschen tötet, wenn ich es kontrollieren könnte? Ich kann es nur erforschen und versuchen, seine wahre Natur zu erraten... bevor *sie* es tun.“

„Sie?“

Banton kam aus seiner Ecke hervor und schob sich näher an Mulder heran. Ganz leise, als hätten die Wände tausend Ohren, flüsterte er: „Sie wissen schon - die Regierung.“ Er warf Scully, die noch immer auf Distanz geblieben war, einen mißtrauischen Blick zu. „Es gibt Behörden da draußen“, fuhr er atemlos fort. „Regierungsstellen, von denen Sie bestimmt nichts wissen. Sie sind es, die hinter mir her sind, und wenn sie mich finden, dann werden sie mir das Gehirn aussaugen - das ist es, was sie wollen.“

„Das Gehirn aussaugen“, wiederholte Mulder matt. Er warf Scully einen Blick zu, woraufhin diese unwillkürlich die Augen verdrehte. Soviel zu ihrer professionellen Unvoreingenommenheit. „Und warum sollten sie Ihnen das Gehirn aussaugen wollen?“

„Damit... damit sie mir stehlen können, was ich in jahrelanger Arbeit vollbracht habe!“ Banton fletschte die Zähne. „Und glauben Sie nur nicht, die würden davor zurückschrecken zu töten, um das zu kriegen, was sie wollen!“

„Aber wenn die Sie töten...“ fragte Mulder unwillkürlich, „würde Ihr Schatten dann nicht...“

„...verschwinden?“ vervollständigte Banton Mulders Gedanken. Seine Augen schienen immer älter und wachsamer zu werden. „Wer weiß?“ sagte er schließlich hilflos. „Deshalb müssen Sie mich hier rausholen.“ Er ging wieder auf Mulder zu, und seine Stimme klang noch verzweifelter als vorher. „Wenn ich sterbe, dann bleibt vielleicht niemand mehr übrig, der diese... diese Sache im Zaum halten kann. Sie könnte einfach freikommen und jeden zerstören, der ihren Weg kreuzt.“

Plötzlich hörte Mulder, daß der Riegel zurückgeschoben

und die Tür aufgerissen wurde. Er drehte sich um und sah, daß Kelly Ryan den Raum betrat.

„Es tut mir leid“, ordnete sie an, „aber Sie werden die Befragung des Verdächtigen abbrechen müssen.“ Ihre Stimme war so kühl und distanziert, als wären Mulder und Scully ihr vollkommen fremd. Als wären sie lästige Eindringlinge, die unnötige Fragen stellten und sie bei ihrer Untersuchung behinderten, nicht aber die Menschen, die den Fall für sie gelöst hatten. „Mein Vorgesetzter, Detective Barron, erwartet Sie in Richmond. Er besteht darauf, daß Sie sich sofort mit ihm in Verbindung setzen.“

Für einen langen Moment blickte Mulder Dr. Banton fest in die Augen. Nur zu gerne hätte er dem Physiker irgendeine Sicherheit geboten, doch gerade jetzt konnte er niemandem irgend etwas versprechen - nicht solange das Police Department von Richmond das Sagen hatte. Gemeinsam mit Scully und Detective Ryan verließ er den Raum. Die junge Polizistin schwieg verbissen, während sie den Gang hinuntergingen und Banton allein in dem weich ausgeleuchteten, schattenfreien Raum zurückließen.

Vor den Büroräumen des Police Departments von Richmond hielt Kelly die Tür für Mulder und Scully auf. Drinnen erwartete sie Detective Barron. Sein Schreibtisch war ein Musterbeispiel geometrischer Ordnung: Der Federhalter lag in einem perfekten rechten Winkel zu einem niedrigen Stapel von Aktenmappen, der wiederum exakt auf ein makelloses Protokollbuch zulief. Scully empfand einen Stich des Mitgefühls mit Kelly. Dieser Mann war vermutlich niemals zufrieden.

Mulder verdrehte innerlich die Augen beim Anblick

all der Diplome und Belobigungen, die in Reih und Glied über dem Schreibtisch hingen. „Bestimmt übertriebenes Sauberkeitstraining“, flüsterte er seiner Partnerin ins Ohr.

Scully mußte ein Grinsen unterdrücken.

Zwar war es für Barron unmöglich gewesen, Mulders Worte zu hören, dennoch bedachte er die beiden Agenten mit einem vernichtenden Blick. Er schnappte sich den obersten Ordner und begann, hastig darin herumzublättern.

„Das ist Detective Barron“, sagte Kelly steif. „Er ist der Hauptverantwortliche in diesem Fall.“

„Ja, ganz genau“, schnarrte Barron und sah von dem Ordner auf. „Und ich frage mich gerade, warum Sie sich hier eingemischt haben.“

Mulder hob die Schultern. „Wir haben den Mann geschnappt.“

„Ich weiß das zu schätzen...“ Barron preßte die Lippen so fest aufeinander, daß sie eine dünne Linie bildeten. „Doch das FBI ist zu diesem Fall überhaupt nicht hinzugezogen worden.“

„Genaugenommen sind Agent Mulder und ich ja auch nicht in offizieller Eigenschaft hier“, beeilte sich Scully zu erklären und setzte ihr charmantestes Lächeln auf.

Barron fixierte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen. „Und? Wer hat sie gerufen?“

Aus den Augenwinkeln registrierte Scully Kellys flehentlichen Blick, doch sie war klug genug, die junge Polizistin nicht direkt anzusehen. „Wir waren neugierig wegen der unerklärlichen Umstände in diesem Fall“, erwiederte sie ruhig und sachlich.

Barron nickte, schien aber von Scullys Erklärung nur

halb zufriedengestellt zu sein. Ehe er sich wieder Scully zuwandte, musterte er Mulder voller Mißtrauen.

„Bantons Fingerabdrücke beweisen seine Anwesenheit an zwei Tatorten“, faßte er zusammen. „Und die Videobänder der Bahnhofsverwaltung zeigen ihn in unmittelbarer Nähe der letzten beiden Opfer. Also würde ich sagen, daß dieser Fall soweit geklärt ist.“

„Wirklich?“ fragte Mulder. Scully versteifte sich kaum wahrnehmbar. Wenn Mulder diesen Ton anschlug, rückten alle Hoffnungen auf ein glimpfliches Ende in weite Ferne. „Haben Sie mit Dr. Banton gesprochen?“ erkundigte sich Mulder herausfordernd.

Barron seufzte. „Ich hoffe, Sie versuchen nicht, mich zu vernehmen, Agent Mulder. Ich bin nicht der Verdächtige.“

Mulder beugte sich vor. „Sie wissen überhaupt nichts über diesen Fall. Deshalb haben Sie ihn auch Detective Ryan zugeschoben. Warum lassen Sie *sie* dann nicht entscheiden, wie es weitergehen soll?“ Kelly war für Mulders Unterstützung alles andere als dankbar - statt dessen warf sie ihm wütende Blicke zu, weil er sie mitten ins Rampenlicht gezerrt hatte.

Wieder mußte sich Scully ein Schmunzeln verkneifen. Kelly war noch viel zu unerfahren, um zu verstehen, daß Mulder auf seine ganz eigene Weise die Wahrheit gesagt hatte.

„Detective Ryan ist in der Tat für diesen Fall zuständig“, räumte Barron mit äußerster Selbstbeherrschung ein. „Sie hat ihre Sache gut gemacht, und ich sehe keinen Grund, warum sie die Angelegenheit nicht weiter bearbeiten sollte, wenn der Gefangene verlegt worden ist.“ Kelly trat näher an ihren Vorgesetzten heran und maß die beiden Agenten mit nach wie vor ungehaltenen Blicken.

„Halt.“ Mulder hob alarmiert die Hände. „Was sagten Sie? Wohin verlegt?“

„In das städtische Gefängnis. Um ihn unter Anklage zu stellen.“

Mulders Kiefermuskulatur begann zu arbeiten, und Scully berührte ihn sacht am Arm, in der Hoffnung, ihn so ein wenig beschwichtigen zu können. „Ich glaube, Sie verstehen nicht, in welchem Zustand sich dieser Mann befindet“, erklärte Mulder mit wachsender Eindringlichkeit. „Oder welche Gefahr er darstellt...“

„Und *ich* glaube, Sie haben nicht das Recht, mir oder irgendeinem meiner Mitarbeiter zu sagen, wie wir unsere Arbeit zu machen haben“, schnappte Barron, dem ganz offensichtlich daran gelegen war, dieses Gespräch so schnell wie möglich zu beenden.

In diesem Augenblick trat Kelly zwischen die beiden Männer. „Wir können das von hier aus regeln, Agent Mulder“, sagte sie scharf. „Wir werden Sie anrufen, falls wir Sie noch brauchen sollten.“

Mulder musterte sie aus zusammengekniffenen Augen. Er war noch nicht fertig, doch Scully zerrte an seinem Ärmel. „Kommen Sie, Mulder. Gehen wir.“

Als sie sich zum Gehen wandten, warf Kelly Scully einen dankbaren Blick zu. Beim Verlassen des Büros bemerkte Mulder das harte, grelle Licht: Selbst die Schatten hier waren voller scharfer Kanten. Er hielt die Tür fest, die Kelly gerade hinter ihnen schließen wollte, und sah ihr direkt in die Augen. Sie hatte keine Ahnung, wie gefährlich Chester tatsächlich war - und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie und Detective Barron das herausfinden würden.

„Weiches Licht“, zischte er leise, während Scully bereits den Korridor hinuntereilte. „Der Mann braucht weiches Licht.“

Kelly hielt seinem Blick stand, bis er schließlich die Tür losließ. Sie schob sie zu und schloß - wie sie glaubte - die beiden FBI-Agenten endgültig von diesem Fall aus.

Mulder holte Scully schnell ein. „Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun“, sagte er brüsk.

Sie wandte sich um. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie stellen Detective Ryans Ehrgeiz in diesem Fall vor allen gesunden Menschenverstand.“

Scully blieb wie angewurzelt stehen. Dann schaute sie sich kurz um, um sicherzustellen, daß niemand sie hören konnte, ehe sie Mulder gegen die Wand drückte. „Ehrgeiz? Sie ist lediglich eine Frau, die versucht, in einem Männerverein zu überleben, Mulder. Und ... Sie können mir glauben, ich weiß ganz genau, was sie empfindet.“

Scullys Temperamentsausbruch besänftigte Mulders Ärger, doch seine Sorge um das weitere Schicksal Chester Bantons - und der Menschen, die ihm begegnen würden - war ungebrochen. „Was sie empfindet, ist die eine Sache... aber der Fall ist eine andere. Sie, Scully, nehmen sich nie wichtiger als Ihre Arbeit, und genau *das* tut Detective Ryan.“

Urplötzlich war Scullys Wut verraucht, und sie suchte vergebens nach einer Entgegnung. Aus Mulders Mund waren diese Worte ein großes Kompliment. Sie erwiderete seinen ernsten Blick, dann wandte sie sich langsam ab. „Tatsache ist“, sagte sie matt, „daß wir hier nicht zuständig sind. Wir sind nur zu einer Gefälligkeit hergerufen worden.“

„Und aus Gefälligkeit haben wir gerade Pfadfindern eine Atombombe übergeben.“

„Ich bin sicher, sie werden alle notwendigen Sicherheitsmaßnahmen ergreifen.“ Selbst in ihren eigenen Ohren klangen ihre Worte nicht gerade überzeugend.

„Und ich bin sicher, daß die Regierung Robert Oppenheimer ein ähnliches Versprechen gegeben hat“, konterte Mulder. „Die gleiche Regierung, vor der Dr. Banton sich fürchtet.“

Scully schüttelte ungläubig den Kopf. „Sie glauben doch nicht wirklich an diese paranoide Vorstellung, daß ihm jemand das Gehirn aussaugen könnte, oder?“

„Der Mann hat Angst, Scully“, drängte Mulder. „Und zwar nicht nur vor seinem eigenen Schatten.“

„Mulder, so hervorragend Dr. Banton als Wissenschaftler auch sein mag, so leidet er doch ganz offensichtlich unter Wahnvorstellungen. Das hat er uns geradezu lehrbuchgerecht demonstriert...“

Mulder unterbrach sie. „Wir haben beide den physikalischen Beweis gesehen, Scully.“

„Ja, und ich finde keine Erklärung dafür, aber... aber das ist auch nicht unsere Aufgabe. Ich weiß nicht, was wir hier noch tun können.“

Mulder seufzte, und sie sah - und teilte - seine aufkeimende Frustration. Er drehte sich um und ging den Korridor hinunter.

„Ich glaube, ich weiß, was wir tun können...“ Als er seine Schritte beschleunigte, zeigte sein Gesicht einen Ausdruck wachsender Entschlossenheit.

Scully spürte, daß ihr Partner dabei war, sie aus seinen Gedanken auszuschließen - und das gefiel ihr ganz und

gar nicht. Während sie beobachtete, wie Mulder um die nächste Ecke verschwand, mußte sie all ihre Diziplin zusammennehmen, um ihm nicht zu folgen. Manchmal, das wußte sie, mußte sie ihn einfach mit seinen eigenen Dämonen alleinlassen. Doch auch diese Einsicht machte es ihr nicht leichter, ihn gehenzulassen.

10

Mulder konnte die Nummer auswendig, und er hätte sie auch in keinem Verzeichnis dieser Welt nachschlagen können. Es war die Telefonnummer eines großen, dunkelhäutigen Mannes ohne Namen - eines Mannes, der sämtlichen Melderegistern nach nicht einmal existierte. Mulder wußte nur zu gut, daß es geheime Regierungsorganisationen wie jene, von denen Dr. Banton gesprochen hatte, durchaus gab; manche von ihnen waren so perfekt vor der Außenwelt verborgen, daß nicht einmal das FBI oder der CIA von ihrem Vorhandensein wußten. Der Namelose, den Mulder halb scherhaft als Agent X bezeichnete, war sein Kontakt zu dieser verborgenen Unterwelt der Regierung. Mulder vermutete, daß der Mann in enger Verbindung zu den geheimsten Projekten der Regierung stand -oder aber er hatte überhaupt nichts mit der Regierung zu tun. Wie auch immer: X schaffte es immer wieder, selbst die gefährlichsten Situationen zu meistern, und er hatte stets Antworten parat. Antworten, die er allerdings nicht immer mit Mulder teilte.

Mulder wartete eine knappe Stunde auf dem Bahnhof. Schließlich betrat X die Halle durch einen Seiteneingang, die Hände tief in den Taschen seines langen schwarzen Mantels vergraben. Allein durch seinen stechenden Blick machte er Mulder auf sich aufmerksam, ehe er zu einem dürtig beleuchteten Treppenhaus hinüberschlenderte. Mulder folgte ihm und traf ihn auf der abwärts führenden

Treppe. X hatte den Ort ihres Zusammentreffens sorgfältig ausgewählt - er wußte offensichtlich genau, wie man den Sicherheitskameras entkommen konnte.

„Sie haben mir nur einen Namen genannt“, begann X.
„Chester Banton.“

„Dr. Chester Banton“, korrigierte Mulder. „Kennen Sie ihn?“

„Nein“, entgegnete X. „Sollte ich ihn kennen?“

Es überraschte Mulder, daß sein Kontaktmann nicht schon alles über Banton wußte. Andererseits war es auch durchaus möglich, daß X sich nur dumm stellte, und es wäre nicht das erste Mal, daß er diese Finte anwandte.

„Er wird von der Polizei von Richmond mit einigen bizarren Morden in Verbindung gebracht“, erklärte Mulder.
„Er ist Physiker und hat dunkle Materie erforscht. Er glaubt, daß die Regierung hinter ihm her ist.“

„Die Steuer wird fällig. Viele Amerikaner denken jetzt so“, brummte X, ohne eine Miene zu verziehen.

„Er glaubt, daß er in Gefahr ist.“

„Ist *er* denn gefährlich?“

„Das ist er ganz bestimmt“, erwiderte Mulder, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. „Ein sehr gefährlicher Mann.“

X nahm sich einen Augenblick Zeit, um über diese Information nachzudenken.

„Wo wird er festgehalten?“

„In der Yaloff-Psychiatrie-Klinik. Aber nur für kurze Zeit.“

X blickte Mulder direkt in die Augen. „Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen“, sagte er so kalt wie endgültig.

„Warum nicht?“

„Als ich Ihnen zum letzten Mal geholfen habe, habe ich mir die Fäuste blutig geschlagen und bedauerlicherweise meine Identität vor Ihren Freunden offenbart.“

Durch diese Gesprächswendung geriet Mulder sichtlich aus der Fassung.

„Ja... ich weiß. Aber Sie können diesen Leuten ebenso vertrauen wie mir, das verspreche ich Ihnen.“ Mulder forschte nach einer Veränderung im eisigen Blick des mysteriösen Mannes, aber es gab keine - es konnte keine geben.

„Tote Männer halten keine Versprechen“, zischte X. „Beim nächsten Mal werden Blut und Bedauern ganz bei Ihnen liegen.“ Mulder konnte diesen Augen nicht länger standhalten - er mußte woanders hinsehen, wenigstens für einen kurzen Moment. „Ich tanze nicht nach Ihrer Pfeife, Agent Mulder.“ X beugte sich vor, um Mulders Blick erneut festzunageln. „Ich kann nichts dabei gewinnen, wenn ich Ihnen helfe, aber ich kann alles verlieren.“

Mulder öffnete den Mund, um irgend etwas zu sagen, um beschwichtigende Worte zu finden - doch dann besann er sich eines Besseren.

X ergriff erneut das Wort. „Versprechen Sie mir, daß Sie keinen Kontakt mehr zu mir aufnehmen werden, wenn es nicht unbedingt notwendig ist.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, machte er auf dem Absatz kehrt, eilte die Treppe hinab und verschwand durch die Tür in einer der dunklen Gassen.

11

Gegen Mitternacht war im Beobachtungstrakt der Yaloff-Psychiatrie-Klinik nur noch ein Patientenzimmer beleuchtet. Die Nachschwester hatte soeben ihre Runde beendet und sich hinter den Schreibtisch gesetzt, auf dem ein ganzer Stapel Berichte schon seit mehreren Tagen darauf wartete, erledigt zu werden. Sie hatte sich darauf eingestellt, den Rest der Nacht mit dieser Arbeit zubringen zu müssen - doch in diesem Moment fiel das Licht in der ganzen Klinik aus.

Seufzend wartete sie darauf, daß die Notbeleuchtung ansprang, aber nichts rührte sich. Was auch immer die Stromzufuhr unterbrochen haben mochte, es hatte auch den Notstromgenerator lahmgelegt. Sie spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Instinktiv wußte sie, daß diese beiden Ereignisse nicht zufällig zusammentrafen und daß der Stromausfall nicht auf einen schlichten Defekt zurückzuführen war.

Von einer plötzlichen Panik überwältigt tastete die Schwester in der Dunkelheit nach dem Telefon und schleuderte dabei versehentlich den Hörer zu Boden. Sie packte ihn und riß ihn an ihr Ohr. Kein Freizeichen. Dann, noch ehe sie darüber nachdenken konnte, was sie nun tun sollte, wurde sie von einem hellen Licht geblendet - das Licht einer starken Taschenlampe, das wie ein gleißender Scheinwerfer in ihren Augen schmerzte.

„Hallo, Schwester Norika“, sagte eine ruhige und

tödlich kalte Stimme direkt vor ihr. „Wir sind hier, um Dr. Chester Banton zu verlegen.“ Sie versuchte, in das Gesicht hinter der Taschenlampe zu blinzeln, doch sie konnte nur erkennen, daß der Mann groß und dunkelhäutig war.

„Nach meinen Anweisungen soll Dr. Banton nicht vor morgen verlegt werden“, preßte Schwester Norika hervor.

„Die Pläne mußten wegen des Stromausfalls geändert werden.“ Der Ton des Mannes duldette keinen Widerspruch. Er nahm die Schlüssel vorn Schreibtisch und eilte durch den Korridor davon. Im entzweifelnden Licht der Taschenlampe konnte die Schwester sehen, daß er von zwei anderen Männern begleitet wurde, die eine rollbare Krankentrage vor sich herschoben.

„Warten Sie!“ rief Schwester Norika und rappelte sich hoch. „Dort darf niemand hineingehen!“ Doch ihre Warnung stieß auf taube Ohren.

Weiter hinten im Korridor fand X schnell das Zimmer von Dr. Banton. Er drehte den Schlüssel im Schloß, zog die Tür auf und ließ seine Helfer eintreten.

„Schnell“, ordnete er mit gedämpfter Stimme an.

Er war Mulder gegenüber nicht ganz ehrlich gewesen. Tatsache war, daß er Mulder bei seinen Ermittlungen hätte helfen können - sozusagen. X wußte ganz genau, wer Dr. Chester Banton war und wozu er fähig war: Seine Mitarbeiter hatten den Mann bereits seit seinem Verschwinden gesucht. Doch wie schon so oft war Mulder ihm zuvorgekommen und hatte ihm Banton direkt vor der Nase weggeschnappt. Zum wiederholten Male dachte X, daß es ein Geschenk des Himmels wäre, wenn er einen Mann wie Mulder zu seinen Mitarbeitern zählen könnte.

Andererseits ... arbeitete Mulder in gewisser Weise längst für ihn; der Agent wußte es nur nicht.

Hinter ihnen stürmte die Schwester den Korridor hinunter. Wieder richtete X den Lichtstrahl seiner Taschenlampe auf sie, um sicherzugehen, daß sie sein Gesicht nicht erkennen konnte.

„Wer sind Sie?“ verlangte sie zu erfahren. X beschloß, nicht zu antworten. Sie war zu unwichtig, um seinen Atem zu verschwenden. Als sie das eisige Schweigen registrierte, machte sie kehrt und rannte zurück. Vermutlich würde sie nach Hilfe suchen - doch sie würde niemanden antreffen, bis X und seine Männer ihre Arbeit getan hatten.

X wandte sich dem Raum zu und stierte in die Dunkelheit. Nur schemenhaft konnte er erkennen, daß seine Mitarbeiter Dr. Banton einen Klebestreifen über den Mund klebten und ihm die Arme auf dem Rücken fesselten.

Noch während sie damit beschäftigt waren, seine Beine zu fixieren, setzte irgend jemand den Notstromgenerator in Betrieb. Die Notbeleuchtung flackerte auf, und Dr. Banton, der gerade auf die Füße gezerrt worden war, hatte plötzlich wieder einen Schatten.

Was nun geschah, sah X mit eigenen Augen und konnte es doch nicht glauben. Seine Leute wurden auf der Stelle von dem Schatten erfaßt. Im Bruchteil einer Sekunde verglühten beide Männer in einem blauen Funkeln und hinterließen nichts als zwei schwarze, stinkende Brandflecken auf dem Linoleum, die schnell zu fester Asche austrockneten, Chester Banton war durch den Klebestreifen auf seinen Lippen zum Schweigen gezwungen, doch seine Blicke sprachen Bände: Er starre X mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck an. Ohne die

Augen auch nur einmal von X abzuwenden, trat er über die Aschehäufchen hinweg ... und sein Schatten folgte ihm. X wich eilends zurück und sprang zur Seite. Als Banton den Raum verließ, zog X seine Waffe. Die Notbeleuchtung im Korridor ließ Bantons Schatten erneut in seine Richtung fallen.

Der Tod der beiden Handlanger - er war ein Unfall gewesen wie all die anderen auch. Doch wenn Banton noch einen weiteren Schritt auf X zuging, dann würde er zum ersten Mal mit voller Absicht töten. X verließ sich darauf, daß Chester Banton kein Mörder war und senkte langsam die Waffe. In der Sekunde, in der er seine Angriffshaltung aufgab, drehte sich Banton um und stürzte davon. Sein Schatten folgte ihm wie ein todbringender Bruder.

Weniger als eine Stunde später blieb Kelly Ryan abrupt stehen, als sie Mulder und Scully über den Korridor des psychiatrischen Krankenhauses auf sich zu kommen sah. Gleich darauf war sie sich wieder des uniformierten Polizisten bewußt, der sie beobachtete, und dachte auch an das Spurensicherungsteam, das rund um sie herum eifrig beschäftigt war. Da sie noch immer nicht zugeben wollte, daß sie die beiden FBI-Agenten um Hilfe gebeten hatte, drückte sie sich mit angespannten Zügen wortlos an Mulder und Scully vorbei. Mulders Blick folgte ihr, als sie den Korridor hinunter und zur Tür hinausging.

„Mulder!“ Er wandte sich um und sah, daß sich Scully über die verkohlten Überreste gebeugt hatte, die sich in den Boden von Chester Bantons diffus beleuchtetem Zimmer gebrannt hatten. Dann richtete sie sich auf und trat vorsichtig neben den zweiten Brandfleck am Boden.

„Was haben Sie herausgefunden?“ fragte Mulder.

„Die Polizei von Richmond hatte zwei Beamte vor dem Klinikeingang postiert. Sie haben niemanden hereinkommen sehen.“

„Die Schwester sagte, es wären drei Männer...“

„Drei?“

Ratlos betrachteten die Agenten die beiden Brandflecke am Boden und fragten sich, was mit dem dritten Mann geschehen sein mochte.

„Der Strom ist in einem Unterwerk zwei Blocks entfernt unterbrochen worden“, bemerkte Scully nachdenklich. „Da hat sich jemand als Ingenieur der Stadtverwaltung ausgegeben.“

Mulder lehnte sich an die Wand und starre den hell beleuchteten Korridor hinunter. „Jemand, der Zugang zu den Plänen von Virginia Power hatte und die Klinik abschalten konnte, ohne andere Anlagen in Mitleidenschaft zu ziehen.“

Scullys Augenbrauen ruckten hoch. „Ein Mitglied der Regierung? Jemand, der nur wegen Banton hergekommen ist?“

„Nur weil jemand paranoid ist, heißt das nicht, daß sie nicht hinter ihm her sind, Scully.“ Mulder verzog das Gesicht zu einem ironischen Grinsen, ehe er sich wieder auf den Schauplatz des Verbrechens konzentrierte. „Ich nehme an, daß sie keinen Erfolg hatten. Vermutlich ist Banton wieder auf der Flucht und bringt... naja, sein Gehirn in Sicherheit.“

„Das denkt Kelly auch.“

„Davon war aber gerade nichts zu merken“, bemerkte Mulder probeweise. Er war nicht sicher, ob er sich mit

Scully auf eine Diskussion über Kelly Ryan einlassen sollte. Seine Partnerin schien die Beschützerrolle für ihre ehemalige Studentin übernommen zu haben.

„Kelly war dafür zuständig, Banton zu verlegen und dem Haftrichter vorzuführen - also steckt sie nun ziemlich in der Klemme.“

„Diesen Termin hätte Banton so oder so nie einhalten dürfen. Kommen Sie, Scully, gehen wir.“

Er entfernte sich von dem Tatort und ging mit schnellen Schritten den Korridor hinunter. Scully mußte sich beeilen, um ihn nicht zu verlieren. „Wohin gehen wir?“

Mulders Augen folgten der regelmäßigen Staffel der Flurbeleuchtung. „Sie haben gehört, was Dr. Banton gesagt hat.“

„Er hat eine ganze Menge gesagt“, entgegnete Scully störrisch.

Mulder blieb stehen und sah sie eindringlich an. „Seit seinem Unfall hat er lediglich versucht, diese Sache unter Kontrolle zu bringen.“ Er unterbrach sich und versuchte, Bantons schmerzliche Gedankengänge nachzuvollziehen. „Versetzen Sie sich doch einmal in seine Lage, Scully... Der einzige Grund für ihn, sich nicht umzubringen, ist die Angst, sein Tod könnte die dunkle Materie freisetzen.“

Immer deutlicher spürte Mulder, daß ihnen die Zeit davonlief, doch noch war Scully nicht überzeugt. „Warten Sie, Mulder. Das ist doch bloß eine Theorie.“ Unbehaglich trat sie von einem Fuß auf den anderen - sie haßte es, ihm im Weg zu stehen, obwohl er doch offensichtlich nur aus Sorge um Dr. Banton handelte.

Überraschenderweise stimmte ihr Mulder zu. „Und noch dazu eine ziemlich abwegige.

Aber ob Dr. Banton nun die Wahrheit sagt oder nicht,
er selbst glaubt jedenfalls daran.“

Scully warf den Kopf zurück, und Mulder erkannte an ihrem Gesichtsausdruck, daß sie nun endlich begriffen hatte, worauf er hinauswollte. „Und anscheinend hat derjenige, der letzte Nacht versucht hat, ihn zu entführen, es ebenfalls geglaubt“, vervollständigte sie seinen Gedankengang und setzte sich wieder in Bewegung.

„Wenn Banton entkommen konnte, dann gibt es nur einen Ort, von dem er weiß, daß sein Geheimnis dort sicher ist.“ Im Vorbeigehen starnte Mulder erneut in die hellen Deckenleuchten.

„Und wir müssen vor ihm dort sein“, schloß Scully düster.

Dieses Mal übernahm sie die Führung, und es war Mulder, der ihren entschlossenen Schritten folgte.

12

Gedämpfter Mondschein drang durch die Ritzen der Jalousien und fiel in diagonalen Streifen auf den Boden des Simulationslabors von Polarity Magnetics. Die Magnetschwebebahn stand so still wie all die anderen Modelle, während die Kontrollgeräte um sie herum im elektronischen Tiefschlaf leise vor sich hin summten.

Dr. Chester Banton war bereits zwanzig Minuten zuvor eingetroffen. Nun hörte er Schritte, die sich dem Raum vom Eingang her näherten. Er schob sich neben die Tür. Er hatte telefoniert und hatte Morris West und Christopher Davey verzweifelte Botschaften hinterlassen. Das waren die beiden Kollegen, denen er vertrauen konnte. Doch keiner von ihnen war mitten in der Nacht ans Telefon gegangen. Er hatte Chris eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, während Morris durch den verfluchten Hoteltelefonisten benachrichtigt werden sollte. Er konnte nur hoffen, daß es einer von diesen beiden war, der mit leisem Absatzklackern den Gang entlangging.

Banton hörte, wie die Schritte verstummten; eine Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und die Schritte kamen erneut näher. Er schluckte. Er würde die Tür nicht öffnen, ehe er nicht wußte, wer da draußen war - er durfte einfach kein Risiko eingehen. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit, und da gab es keinen Platz für Fehler. Wenn es sich nicht um einen seiner Kollegen handelte ... dann mußte er diese Sache allein durchstehen, das wußte er. Doch ohne

einen Partner gab es keine Garantie dafür, daß alles nach Plan verlaufen würde.

Endlich glitt die Tür auf, eine Hand kam in sein Blickfeld und tastete nach dem Lichtschalter. Banton erkannte sofort, daß es Christopher Daveys Hand war, und ergriff sie, bevor der Mann das Licht einschalten konnte. Davey zuckte überrascht zusammen.

„Mach das Licht nicht an, Chris“, warnte ihn Banton.
„Es sei denn, du willst sterben.“

Davey zwinkerte bei dem Versuch, seinen Freund im Dunkeln zu erkennen, doch Banton verbarg sich noch immer im Schatten.

„Chester, was geht hier vor? Das FBI sucht dich - wo warst du?“

Banton schüttelte den Kopf. „Wir haben jetzt keine Zeit für Erklärungen. Komm einfach mit.“

Vorsichtig lehnte sich Banton zur Tür hinaus und spähte in den düsteren Korridor. Davey hatte getan, worum Banton ihn in seiner Nachricht gebeten hatte: Er hatte das Licht im Gang nicht eingeschaltet. Nur ein paar Flecken blauen Mondlichts fielen durch die Vorhänge herein, und denen konnte er leicht ausweichen. Mit Davey in seinem schattenfreien Gefolge hastete Banton in Schlangenlinien den Gang hinunter in Richtung Teilchenbeschleuniger.

„Was soll das alles, Chester?“ fragte Davey beharrlich.
„Du verhältst dich vollkommen verrückt. Hast du dich einmal angesehen? Du siehst furchtbar aus - und was sind das für Kleider, die du daträgst?“

Banton sah an seiner grauen Klinikkleidung hinunter. Der dünne Stoff hatte ihn nicht vor der Kälte der Nacht schützen können, und so hatte er nach seiner Flucht aus

der Klinik ein Auto angehalten, weil er wußte, daß er es zu Fuß nicht schaffen konnte. Doch als er sich zum Fenster auf der Fahrerseite hinuntergebeugt hatte, um den Fahrer zu bitten, ihn mitzunehmen, hatte ihn das Mondlicht erfaßt, und sein Schatten hatte den Mann in den nur allzu vertrauten Haufen blaufunkelnder Asche verwandelt. Statt voller Schrecken davonzulaufen, hatte Chester diesmal genau gewußt, was er tun mußte. Er war in den Wagen gestiegen, hatte sich auf die knisternden Überreste gesetzt und war hierher gefahren.

„Chester! Du mußt mir sagen, was hier los ist!“ verlangte Davey.

Banton dachte nicht daran, seine Schritte zu verlangsamen. „Wir haben die dunkle Materie entdeckt, Chris - sie ist real. Wir haben sie entdeckt.“

„Wovon sprichst du?“

„Verstehst du denn nicht?“ schnappte Banton. Ihm fehlte die Geduld für eine ausführliche Erklärung. „Ich bin es. Sie ist in mir.“

Daveys Verwirrung schwand allmählich, während er zwei und zwei zusammenzählte. „Der Unfall?“

„Ja.“ Banton holte tief Luft. „Er hat mich verändert - er hat mich umgebaut. Und jetzt ist etwas Lebendiges in meinem Schatten ... eine Art Antimaterieräuber, der organische Substanz in Sekundenbruchteilen verzehrt.“

Erneut stockte Davey und schüttelte verblüfft den Kopf. „Ich ... ich verstehе nicht.“

„Das mußt du auch nicht, Chris“, drängte Banton. „Du mußt nur wissen, daß sie hinter mir her sind, und wir müssen dieses ... dieses Ding zerstören, ehe sie hier sind.“

Sie bogen um die nächste Ecke - und da sahen sie sie, einen Augenblick bevor sie sie hörten: Eine zierliche, entschlossene Frau stand direkt vor ihnen. „Polizei!“ gellte sie und richtete die Waffe auf Bantons Brust. „Ich stelle Sie unter Arrest, Dr. Banton.“

Banton brauchte nur einen Moment, um sie wiederzuerkennen. Es war Detective Ryan, die Polizistin, die ihn nach den Agenten Mulder und Scully im Psychiatrie-Hospital verhört hatte.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Verstand diese Frau denn nicht, womit sie es hier zu tun hatte? „Viele Menschen werden sterben, wenn Sie das tun“, warnte er sie.

„Stellen Sie sich an die Wand!“ kommandierte sie unnachgiebig

Banton registrierte, daß sie allein war. Kein Partner, keine Unterstützung. „Ich möchte Ihnen nicht wehtun“, versuchte er es noch einmal. „Ich bitte Sie ...“

„Stellen Sie sich an die Wand! Sofort!“

Davey machte keinerlei Anstalten, ihm zu helfen oder ihn aufzuhalten; wie ein unbeteiligter Zuschauer stand er da und rückte zerstreut seine Brille zurecht. Innerlich fluchend wandte sich Banton um und sah, daß ein nicht verhängtes Fenster das Licht des tiefstehenden Mondes hereinließ, und als er sich erneut zu Detective Ryan umdrehte, erkannte er, daß sein Schatten nur Zentimeter von ihren Fußspitzen entfernt war.

Banton hielt inne.

Es hatte schon viele Unfälle gegeben. Einige waren passiert, ehe er begriffen hatte, was vor sich ging, andere, wenn die Menschen seine Warnungen mißachtet hatten. Und dann war da der große, dunkelhäutige Mann in der

Klinik, den Banton für einen Regierungsbediensteten hielt. Beinahe hätte er ihn mit Absicht ausgeschaltet - doch dann war die Stimme seines Gewissens zu laut gewesen. Er war nun einmal kein Mörder.

Nun aber mußte er zum Mörder werden. Es war der einzige Ausweg aus dem Dilemma, in das ihn die junge Frau gebracht hatte.

„Es tut mir leid“, murmelte er. Mit diesen Worten hob Dr. Chester Banton eine Hand hoch über seinen Kopf und beobachtete, wie sich der Schatten seiner Hand den Füßen von Detective Ryan näherte. „Es tut mir so leid ...“

Ryan, die nicht verstand und nichts über Bantons tödliche Kräfte wußte, behielt den Mann mit schußbereiter Waffe im Auge - doch sie achtete nicht auf seinen Schatten. Dann berührte der Schatten ihre Schuhspitze, und die ehrgeizige junge Polizistin hörte einfach auf zu existieren.

Ihr Schrei brach so schnell ab, daß er kaum mehr als ein spitzes Aufjaulen war, das von den Wänden des leeren Ganges widerhallte. Das blaue Funkeln auf dem Boden blitzte kurz auf und schrumpfte dann, bis es schließlich gänzlich erlosch und lediglich einen Fleck verkohelter, schwarzer Materie hinterließ.

Mit schockgeweiteten Augen glotzte Christopher Davey auf den versengten Bodenbelag, doch Banton verschwendete keine weitere Minute. „Gehen wir“, winkte er Davey vorwärts und trat hastig über den Aschehaufen hinweg.

Im Beschleuniger-Kontrollraum lief Banton direkt zu dem digitalen Schloß der Zielkammer hinüber. Schnell gab er den Code ein und drehte das schwere, silberne Rad, kaum daß die grüne Lampe zu blinken begonnen hatte. Mit einem Zischen öffnete sich die Verriegelung, und Banton

zerrte an der schweren Tür, bis sie schließlich offen stand. Erst als er auf der Schwelle zu dem Raum stand, in dem er seinen schrecklichen Unfall erlitten hatte, zögerte er. Vor ihm stand die gewaltige Maschine, die die verstreuten Partikel der Schöpfung in einen einzigen Strahl zu bündeln vermochte. Noch immer konnte er das Abbild seines wahren Schattens erkennen, das sich für alle Zeiten in die bleierne Wand gebrannt hatte. Sein wahrer Schatten war tot - doch sein neuer Schatten war äußerst lebendig, und er war überzeugt davon, daß es nur einen einzigen Weg gab, ihn zu bändigen: Er mußte sich selbst mit positiven Partikeln beschließen. Die dunkle Materie würde sterben ... und vielleicht würde er, Banton, ebenfalls sterben, wenn die Antipartikel seines Schattens mit seinem Fleisch verschmolzen und sich gegenseitig ausschalteten. Aber dieses Risiko mußte er eingehen. Sein Leben war ein geringer Preis für die Befreiung der ganzen Welt von dieser entsetzlichen Gefahr.

„Chester!“ hörte er Davey hinter sich rufen, und es war Daveys Stimme, die ihn schließlich durch die Luke in den bleigewandeten Zielraum hineintrieb. Ein letztes Mal blickte Banton Chris Davey beschwörend an, dann zog er die Tür hinter sich zu.

„Egal, was die Leute sagen werden, du tust das richtige, Chris.“ Mit einem dumpfen Geräusch fiel die Verriegelung ins Schloß, und Banton blickte durch das doppelt gewölbte, zehn Zentimeter große Bullauge in der Tür hinaus. Ein winziges Fenster in die Außenwelt. Durch das Glas konnte Banton nur die Hälfte von Daveys Gesicht erkennen.

„Schließ ab, Chris“, wies Banton ihn an.

Davey sah ihn noch einen Moment an, doch dann hörte Banton die vertrauten Pieptöne der Tastatur und den lauten, hohlen Klang des Schließmechanismus, der die Räume voneinander abschottete. Trotz seiner bohrenden Angst empfand Banton eine tiefe Erleichterung. „In Ordnung, Chris. Schalte den Beschleuniger an.“

Doch... Daveys Gesichtsausdruck erschien ihm plötzlich verändert. Er sah auf einmal machtbewußt aus. Triumphierend.

„Ich fürchte, ich kann das nicht tun, Chester.“

Banton trat ganz nahe an das Bullauge heran, in der Hoffnung, mehr von Daveys Gesicht sehen zu können. „Du kannst es, Chris.“

„Ich kann“, entgegnete Davey mit einem leisen Lächeln.
„Aber - ich werde es nicht tun.“

Nun wußte Banton, was los war.

„Nein ... nein, Chris! Bitte sag mir, daß du nicht für die arbeitest.“

Daveys Grinsen wurde breiter. „Ich wünschte, ich könnte - aber Tatsache ist, daß ich bereits von Anfang an für sie gearbeitet habe. Glaubst du denn, wir hätten die Mittel gehabt, einen Partikelbeschleuniger zu bauen, ohne die Unterstützung einer einflußreichen Regierungsstelle?“

Banton rang nach Luft. Der schrecklichste Teil seiner Alpträume war wahr geworden - er war so nahe dran gewesen, das Ding, diesen mörderischen Schatten, zu vernichten, und nun wurde er von seinem eigenen Freund verraten. Er schrie und hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür, doch es war sinnlos. Das Schloß war dafür ausgelegt, sogar Nuklearexlosionen standzuhalten. „Davey, du ... du lausiger, stinkender Bastard!“ Wieder und wie-

der schlug er gegen die Tür, bis seine Handballen schmerzten.

„Vorsichtig“, spottete Davey. „Du willst dich doch nicht verletzen.“

„Eher sterbe ich, als daß ich mich von denen benutzen lasse!“

Aber Davey ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Du bist ein Hauptgewinn, Chester“, stichelte er. „Wir werden dich nicht sterben lassen.“

Er bedachte Chester mit einem hämischen Augenzwinkern; dann entfernte er sich von dem Bullauge, Chester blieb allein zurück und trommelte weiter gegen die Tür, mechanisch und ohne wirkliche Hoffnung, entkommen zu können.

Christopher Davey schlenderte zum Computer des Konrollraums hinüber und ließ sich in den rollbaren Schreibtischstuhl fallen. Er feixte. Es war erstaunlich einfach gewesen - Banton war direkt in die Falle gelaufen. Schwierig waren nur die Momente gewesen, in denen er vorgeben mußte, Chesters Worte nicht zu verstehen. Dennoch: Er mußte zugeben, daß es ihn beeindruckt hatte, wie die Polizistin vor seinen Augen verloschen war. Er hatte schon gehört, was dunkle Materie zu bewirken vermochte, er hatte sogar den Aschehaufen in Gail Lamberts Wagen gesehen, doch das Geschehen selbst und mit eigenen Augen verfolgen zu können... das war, als wäre er Zeuge von Gottes eigenem Wirken geworden. Und wenn er erst bedachte, daß er an der Schöpfung dieser Sache beteiligt war! Er hätte vor Stolz platzen können.

Auf dem Videomonitor sah er das verzerrte Bild seines ehemaligen Freundes. Banton stand mit hängenden Schultern in der Mitte der Kammer und blickte direkt in die Kamera. „Chris, bitte tu das nicht“, flehte er. „Hör mir zu! Das ist nicht richtig!“

Doch Davey hatte kein Interesse an einem weiteren Gespräch - zumindest nicht mit Banton. Er nahm den Telefonhörer ab und wählte die Nummer seiner Kontaktperson.

„Du machst einen furchtbaren Fehler“, bettelte Banton aus seinem verschlossenen Raum. Seine Stimme drohte zu kippen.

„Ich habe ihn“, flüsterte Davey derweil in die Sprechmuschel. „Er wird nirgendwo mehr hingehen, bis Sie hier sind.“

„Gute Arbeit, Davey“, befand die Stimme am anderen Ende. „Wir sind in zehn Minuten da.“

Er legte den Hörer auf und blickte erneut auf den Videomonitor. Banton sah so klein und hilflos aus wie ein Bakterium unter dem Mikroskop. Davey konnte sich ein schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen. Wo war jetzt das große Genie?

Während er noch den Monitor beobachtete, spritzte plötzlich Blut auf den Bildschirm. Daveys Augen verloren ihren Glanz, und er fühlte, wie er nach vorn kippte. Nur für einen winzigen Augenblick nahm er den Schmerz in seinem Hinterkopf wahr. Davey bekam keine Chance festzustellen, was mit ihm geschah und daß es sein Blut war, das die häßlichen Spuren auf den Monitor zeichnete.

Er war schon tot, bevor sein Gesicht auf die Schreibtischplatte prallte.

Für den dunkelhäutigen Mann hinter dem schlaffen Körper von Christopher Davey war der Tod kein Unbekannter, so wenig wie das Töten selbst. Diese Dinge gehörten nun einmal zu seinem Job. Mit einer geschmeidigen Bewegung verstaute X die Waffe samt Schalldämpfer wieder in ihrem Holster. Er empfand kein Bedauern für den Mord an Davey, dafür hatte er keine Zeit. Er hatte einen Auftrag zu erledigen, und er mußte ihn schnell und sauber abschließen.

Er fragte sich, ob Dr. Banton auch nur ahnte, wieviele - miteinander konkurrierende - Regierungsstellen es tatsächlich gab und daß manche von ihnen nur existierten, um die Arbeit anderer Menschen zu stehlen, zu untergraben oder zu zerstören. Tatsächlich gab es einige Stellen, die einen Mann wie Chester Banton auf keinen Fall in ihre Gewalt bekommen durften... und X war hier, um dafür zu sorgen, daß Banton ihnen niemals in die Hände fallen würde.

In seinem kleinen Gefängnis hämmerte Banton wie von Sinnen gegen die schwere Tür - bis er plötzliche ein leises Geräusch hörte. Ein hohes Sirren, gefolgt vom Klinnen zerberstenden Glases.

„Chris?“ Seine Furcht steigerte sich zu nackter Panik.
„Chris, was geht da draußen vor?“ Er wartete auf eine Antwort, doch es kam keine. Nicht von Christopher Davey.

Plötzlich erschien ein Gesicht im gedämpften Lichtschein vor dem kleinen Fenster - und es war nicht Daveys Gesicht. Ein bärtiger Schwarzer starre ihn mit forschendem Blick an, und in seinen Augen spiegelte sich

so viel Macht und Präsenz, daß Banton von dem Bullauge zurückweichen mußte. Er kannte diesen Mann. Nur eine Stunde zuvor hatte er die Gelegenheit gehabt, ihn zu töten, doch er hatte es nicht getan. Und nun war es zu spät. Banton war dem mysteriösen Fremden mit Leib und Seele ausgeliefert.

13

Als Scully und Mulder gegen drei Uhr morgens bei Polarity Magnetics eintrafen, standen drei Fahrzeuge auf dem Parkplatz. Eines davon gehörte Christopher Davey, wie sie von ihrem Vernehmungsbesuch am Vortag wußten. Das zweite Fahrzeug war eine schwarze Limousine, deren bloße Anwesenheit schon äußerst beunruhigend war. Beim dritten Wagen handelte es sich um einen kleinen Hyundai, den Scully und Mulder als Kelly Ryans Auto identifizierten. Scully drehte sich zu Mulder um, und ihre Blicke sprachen Bände.

„Mulder... wo habe ich sie da bloß reingezogen?“ Sie griffen bereits auf dem Weg zum Gebäude nach ihren Waffen. „Wir sind nur einen Schritt hinter ihr“, versuchte Mulder seine Partnerin zu beruhigen. „Wenn sie in Schwierigkeiten ist, dann werden wir sie da rausholen.“

Sie stürmten die Treppe hinauf. Die Eingangstür von Polarity Magnetics war nur angelehnt. Im Inneren des Hochtechnologietrakts war es finster und still. Sie eilten den Gang hinunter und verständigten sich mit stummen, eingespielten Zeichen. Dann, als sie um eine Biegung kamen, bemerkten sie den schwarzen Aschehaufen in der Nähe eines nicht verdunkelten Fensters. Der Mondschein warf ihre Schatten genau auf den schwarzen Fleck, so daß Mulder unwillkürlich einen Schritt zurücktat. Scully nahm sich die Zeit, für einen Augenblick neben der Asche niederzuknien.

„Vielleicht ist es nicht Kelly“, gab Mulder zu bedenken, doch Scully wußte es besser. Kelly war hergekommen, um Banton festzunehmen. Wer sonst sollte hier also liegen? Wie schon so oft in diesem Fall war ihre Jagd umsonst gewesen, wieder einmal waren sie zu spät gekommen.

Plötzlich drang ein sonderbares Dröhnen an ihre Ohren. Es schüttelte sie durch und ließ den Boden pulsieren. Auch die verkohlten Überreste von Kelly Ryan schwangen mit und vibrierten unter dem Einfluß des Geräusches.

Scully erhob sich. Sie wußte, daß sie es sich nicht leisten konnte, gerade jetzt um Kelly zu trauern. „Was ist das für ein Geräusch?“ Es war fremdartig, merkwürdig und schien nicht von dieser Welt zu sein. Dann, im gleichen Augenblick wie Mulder, wurde ihr bewußt, worum es sich handelte.

„Der Beschleuniger.“

Beide hetzten den Gang hinunter und ließen die traurigen Überreste von Scullys Studentin schnell hinter sich.

Die Tür zum Kontrollraum stand weit offen, wenngleich niemand am Computer saß. Grellweißes Licht blitzte durch die Zielkammer - sie konnten es durch das Bullauge in der Bleitür sehen. Der Videomonitor zeigte ihnen die Lage: Ein Mann saß bewußtlos auf dem Stuhl und wurde Welle für Welle mit subatomaren Partikeln beschossen. Der Strahl traf ihn, ließ ihn blendendweiß aufleuchten, nur um ihn nach jeder einzelnen Lichtexplosion ein wenig dunkler zurückzulassen, ein wenig schwärzer... bis schließlich nur

noch Finsternis von ihm übrig war. Er war fort, der Stuhl war fort - die Materie schien sich in nichts aufgelöst zu haben. Die Lichtblitze wurden langsamer, der Beschleuniger fuhr herunter, und der Raum hörte auf zu bebhen.

Mulder und Scully versuchten, die Tür zum Zielraum zu öffnen, doch sie kannten den Code nicht, der auf der Tastatur eingegeben werden mußte. Durch das kleine Fenster konnten sie lediglich zwei Schatten sehen: Der erste war der, den Banton verursacht hatte, als er die dunkle Materie in die Welt gebracht hatte, der zweite war entstanden, als sie sie - gemeinsam mit ihrem Schöpfer - wieder verlassen hatte.

„Er muß den Beschleuniger eingeschaltet und sich dann eingeschlossen haben“, brach Scully ihr betäubtes Schweigen, aber Mulder schüttelte den Kopf.

„Das ist unmöglich. Diese Tür ist von außen verschlossen worden, Scully.“ Er schlug mit der Hand dagegen.

Nun war Scully perplex. „Von wem denn?“

Mulder hatte keine Antwort auf diese Frage - zumindest wollte er sie nicht aussprechen. Doch während sie sich auf den Rückweg machten, hing Scully ihren ganz eigenen Vermutungen nach, denn die schwarze Limousine, die bei ihrer Ankunft noch auf dem Parkplatz gestanden hatte, war auf einmal wie vom Erdboden verschwunden.

In der dunkelsten Ecke eines heruntergekommen Industriegebiets von Richmond stand ein seit Jahren verlassenes Lagerhaus. Hier gingen nur noch die Ratten ein und aus. Ratten - und bisweilen auch Special Agent Fox Mulder. Er stürmte über den großen Vorplatz, der von frühmorgendlichen Nebelschwaden in bizarre Watte getaucht wurde.

Er hatte eine wichtige Verabredung, doch die betreffende Person hielt sich nicht auf der offenen Hoffläche auf. Mulder hatte nichts anderes erwartet. Er drückte sich an einer Steinmauer entlang und beobachtete das deutliche Spiel seines Schattens auf der Ziegelmauer. Dann plötzlich -wie aus dem Nichts - tauchte neben dem seinen ein zweiter, größerer Schatten auf.

„Agent Mulder!“

Er wirbelte herum und sah sich dem mysteriösen X gegenüber, der die Hände in den Taschen seines Regenmantels verborgen hielt. Er beherrschte die Lage, das tat er immer.

„Ich dachte, Sie wären einverstanden gewesen, mich nicht noch einmal wegen Dr. Banton zu kontaktieren“, begann er.

Auch Mulder kam gleich zur Sache. „Sie haben mich belogen.“

„Worüber?“

„Über Chester Banton!“ Mulder ließ seinem Ärger freien Lauf. Seine Stimme klang laut, und es war ihm egal, ob sie von den groben Ziegelwänden widerhallte. „Sie wußten, wer er war, und Sie haben mich dazu benutzt, ihn zu finden.“

„Sie haben mich gerufen, Agent Mulder.“ Mit aufreizender Gleichgültigkeit hob der große Mann seine Schultern.

„Ich spiele weder für Sie noch für die Regierung den Strohmann“, setzte Mulder in scharfem Ton nach.

X atmete langsam und gleichmäßig ein. „Sie scheinen das Ausmaß ihrer Handlungsmöglichkeiten in diesem Fall falsch einzuschätzen.“

Der ruhige Klang von X' Stimme machte Mulder noch wütender. „Sie haben Dr. Banton umgebracht!“

X schwieg, doch nur für einen kurzen Augenblick.
„Haben Sie den Verstand verloren?“

„Die Nachtschwester aus dem Krankenhaus hat Sie identifiziert“, brüllte Mulder. „Außerdem ist eine junge Polizistin gestorben. Wie können Sie das rechtfertigen?“

X trat einen Schritt auf ihn zu. Sein Gesichtsausdruck war unverändert, doch seine Augen waren schmal und gefährlich geworden - es schien Mulder, als könne er ihn mit einem einzigen vernichtenden Blick töten. „Trotz meiner Loyalität gegenüber meinem Vorgänger... ich habe Ihnen nie irgendwelche Versprechungen gemacht.“

Mulder erwiderte seinen stechenden Blick. Dieses Mal war er an der Reihe. Er sprach leise und mit zusammengebissenen Zähnen.

„In Ordnung, dann versprechen Sie mir jetzt etwas: Versprechen Sie mir, daß wir uns nie wiedersehen. Wir sind geschiedene Leute. Endgültig.“ Danach wandte er sich ab, um davonzugehen und seiner Kontaktperson für immer die kalte Schulter zu zeigen.

„Sie wählen einen gefährlichen Zeitpunkt, um allein weiterzumachen, Agent Mulder“, rief X ihm nach. Zum ersten Mal spürte Mulder, daß X seine erstaunliche Selbstkontrolle zu verlieren drohte. Mulder antwortete nicht, er ging einfach weiter - bis X etwas sagte, das ihn noch einmal kurz innehalten ließ.

„Ich habe ihn nicht getötet, Mulder.“

Mulder drehte sich halb um und sah den namenlosen Agenten im Schatten stehen. Dennoch reichte das spärliche Licht auf dessen Gesicht aus, um Mulder erkennen zu lassen, daß er die Wahrheit sagte. Das war eine Information, deren Preisgabe X vermutlich in diesem Augenblick schon bereute.

Chester Banton war noch am Leben. X wandte sich ab und schlenderte davon - und auch wenn der große Mann das letzte Wort gehabt hatte, so ahnte Mulder doch, daß er, Mulder, auf gewisse Weise trotzdem gewonnen hatte.

14

Eine Warmluftfront war aufgezogen und hatte den Frühling nach Richmond gebracht, weshalb sich Kelly Ryans Beerdigung nicht zu einem Stelldichein von schwarzen Regenschirmen entwickelte. Statt dessen herrschte strahlender Sonnenschein, was jedoch auf seine Art ebenso bedrückend war wie ein bleierner Himmel mit tiefhängenden Wolken.

Während der Pfarrer freundliche und mitfühlende Worte an die trauernden Eltern und Freunde richtete, hielt sich Scully unauffällig im Hintergrund. Der Großteil der Polizei von Richmond stand in Reih und Glied hinter dem Grab. Ein Nachrichtenteam filmte die Szene für die Fünf-Uhr-Nachrichten, in denen sie eine Geschichte über eine junge Polizistin bringen wollten, die in Ausübung ihres Dienstes gestorben war. Das war genau die Art von herzerweichender Story, aus der gute Nachrichten gemacht wurden. Doch weder die Medien noch Kellys Familie würden jemals die Wahrheit über den Zustand der sterblichen Überreste ihrer Tochter und die wahre Herkunft des Aschehaufens erfahren. Die Urne, in der sie beerdigt wurde, war eine Standardurne, wie sie üblicherweise zur Bestattung eingeäscherter Verstorbener benutzt wurde. Niemand konnte ahnen, daß diese Asche nicht in einem Krematorium entstanden war.

Als der Gottesdienst vorüber war, verweilte Scully noch einige Augenblicke. Sie umrundete die endlosen Blumengebinde und überlegte, ob sie den trauernden Eltern kondolieren sollte, doch als sie feststellen mußte, daß die

Angehörigen den Friedhof verlassen hatten, noch ehe sie sie ansprechen konnte, war sie erleichtert. Was hätte sie ihnen auch sagen sollen? Statt dessen kniete sie kurz neben dem Grab nieder, bekreuzigte sich und offenbarte so ihren Glauben, den sie vor der Welt und sogar vor sich selbst zumeist zu verbergen pflegte.

Dann wandte sie sich ab und ging zu Mulder hinüber, der soeben eingetroffen war und damit - ganz in seinem Sinne - den Gottesdienst verpaßt hatte. Mulder haßte Beerdigungen.

„Ich weiß nicht recht, was ich jetzt empfinden soll“, vertraute sie ihm an. „Kelly war meine Studentin, und sie hat mich um Hilfe gebeten ...“

„Ich weiß. Das muß schwer sein“, nickte Mulder, der seine Augen hinter einer Sonnenbrille verbarg. Doch sein Mitgefühl klang distanziert, als hätte er etwas ganz anderes im Kopf.

Noch einmal blickte sich Scully zu dem Grab um und spielte zum wiederholten Male eine Szene durch, die ihr nicht aus dem Kopf ging: ihre eigene Vorstellung von Kelllys letzten Augenblicken, bevor sie ... zu existieren aufgehört hatte. „Das hätte nie passieren dürfen“, sagte sie bitter. „Nie.“

„Tut mir leid, daß ich zu spät gekommen bin“, wechselte Mulder das Thema. „Ich bin bei der Polizei aufgehalten worden.“

„Wodurch?“

Mulder sah sich um, weil er sicherstellen wollte, daß sie nicht belauscht wurden. „Ein gewisser Dr. Morris West hat heute morgen eine Person vermißt gemeldet. Er ist Physiker und hatte irgendwie mit Polarity Magnetics zu tun.“

Widerwillig schüttelte Scully den Kopf. Sie hatte geglaubt, dieser Fall wäre erledigt, und nun fragte sie sich, warum Mulder das Thema wieder aufbrachte. „Ich bin nicht sicher, ob ich Ihnen folgen kann.“

„Die vermißte Person“, erklärte Mulder, „ist Dr. Christopher Davey. Niemand hat etwas von ihm gehört oder gesehen, seit Banton verschwunden ist.“

„Gibt es irgendwelche Spuren?“

„Nein. Keine.“

Scully kannte Mulders Stimme und seine Körpersprache gut genug, um sich in seine Gedankengänge hineinversetzen zu können, was manchmal von Vorteil, manchmal auch weniger erfreulich war. „Aber Sie wissen etwas, richtig?“

Mulder nahm die getönte Brille ab, hinter der Augen zum Vorschein kamen, denen die Erschöpfung und der Schlafmangel anzusehen waren. „Was wäre, wenn der Mann, den wir in dem Teilchenbeschleuniger gesehen haben, nicht Banton gewesen ist? Was wäre, wenn er nicht derjenige war, der aufgelöst worden ist?“

Scully sog scharf die Luft ein. „Aber wenn Banton nicht tot ist, wo ist er dann?“

Mulder versuchte nicht einmal, ihr zu antworten.

Scullys Frage traf auf ein Schweigen, das ihr sagte, daß dieser Fall wohl nie gelöst werden würde.

Anderenorts, in einer streng geheimen Regierungseinrichtung, schritt der Mann, den Mulder X nannte, einen Korridor entlang auf eine graue Sicherheitstür zu. Vor der schweren Tür stand ein Wissenschaftler, starre durch ein kleines, viereckiges Fenster aus Bleiglas und blinzelte in das langsam an- und

ausgehende Licht im Inneren der kleinen Kammer. Er machte sich Notizen, betrachtete den Computermonitor und wackelte aufgereggt mit dem Kopf.

X studierte die Anzeige auf dem Monitor. „Ergeben die Daten einen Sinn?“ wollte er wissen.

„Noch nicht“, entgegnete der Wissenschaftler. „Es scheint, als müßten wir einen ganz neuen Zweig der Physik schaffen, um damit umgehen zu können. Wir werden einige Spitzenträger brauchen.“

X warf dem Wissenschaftler einen wenig freundlichen Blick zu. „Ich dachte, Sie wären eine Spitzenträger.“

Der Wissenschaftler zuckte die Achseln. „Vielleicht. Aber Dr. Davey wäre trotzdem hilfreich für uns gewesen. Ich habe das Gefühl, daß wir unseren Mann hier für eine sehr lange Zeit studieren werden.“

In dem kleinen bleigewandeten Raum hinter der Scheibe saß Chester Banton. Seine Arme und Beine waren an einen harten Stahlrohrstuhl geschnallt, und auf seinem Kopf waren Elektroden befestigt worden, die jede Regung seines Gehirns erfassen konnten. Drähte an seinen Armen und Beinen maßen jede physikalische Reaktion. Vor ihm befand sich das abstrahlende Ende des Teilchenbeschleunigers, der ihn in einer Art hochtechnologischer Folter alle drei Sekunden mit winzigen Mengen subatomarer Partikel beschoß. Währenddessen wurde sein Schatten an der großen fotoelektrischen Zelle hinter ihm immer schwärzer und schwärzer.

Banton starnte auf die Maschine, aber er sah sie nicht. Nachdem die Neutrinos seine Netzhaut zerschossen hatten, war er vollkommen erblindet... doch er konnte immer noch hören. Er hörte die geflüsterte Unterhaltung vor der

Tür, und er hörte das furchtbare, rhythmische Brummen der Maschine, den schweren Atem dieser riesigen Quantenbestie. Während er dort saß und nur noch halbherzig versuchte, dem Stahlreif zu entkommen, der seinen Kopf umspannt hielt, rann eine einzelne Träne über seine Wange. Er fühlte, wie ihn die kläglichen Reste seines Geistes für immer verließen. Er spürte, wie die Maschine langsam und mit mechanischer Präzision sein Gehirn auffraß ... um schließlich auch ihn dem Nichts zu überantworten.

ENDE